

MUSIKWISSENSCHAFT

1900 – 1930

Zur Institutionalisierung
und Legitimierung
einer jungen akademischen Disziplin

Herausgegeben von
Wolfgang Auhagen,
Wolfgang Hirschmann
und Tomi Mäkelä

Olms

Auhagen / Hirschmann / Mäkelä
Musikwissenschaft 1900–1930

Studien und Materialien
zur Musikwissenschaft
Band 98
Auhagen / Hirschmann / Mäkelä
Musikwissenschaft 1900–1930



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York

2017

Musikwissenschaft 1900–1930

Zur Institutionalisierung und Legitimierung
einer jungen akademischen Disziplin

Herausgegeben von
Wolfgang Auhagen, Wolfgang Hirschmann
und Tomi Mäkelä

Redaktion: Anna Schaefer



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York

2017

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Fritz Thyssen Stiftung Köln.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2017
www.olms.de

Printed in Germany

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Umschlaggestaltung: Barbara Gutjahr, Hamburg

Satz: Martin Vollnhals, Neustadt a. d. Donau

Herstellung: Hubert & Co., 37079 Göttingen

ISBN 978-3-487-15577-7

Inhalt

Vorwort	9
<i>Wolfgang Aubagen und Wolfgang Hirschmann</i>	
Arnold Schering, die Orgelbewegung und die Aula-Orgel in Halle	13
<i>Kathrin Eberl-Ruf</i>	
Die Etablierung der Musikwissenschaft als akademische Disziplin an preußischen Universitäten: Zum Lehrkonzept Hermann Aberts	25
<i>Susanne Fontaine</i>	
„Es würde damit einem offenkundigen Bedürfnis entsprochen werden“ Das musikwissenschaftliche Seminar und das Schulmusikstudium in Halle	45
<i>Gretel Schwörer-Kohl</i>	
Carl Stumpf und die Anfänge der Musikethnologie in Halle	66
<i>Julia Kursell</i>	
Musikwissenschaft am Berliner Institut für Psychologie: Carl Stumpf und der Interferenzapparat	73
<i>Wolfgang Ruf</i>	
Oskar Fleischer (1856–1933) Pionier und Außenseiter einer institutionalisierten Wissenschaft	91
<i>Dörte Schmidt und Franziska Stoff</i>	
Akademische Repräsentation und institutioneller Kontext Joseph Joachims Projekt einer Hochschule für Musik als Universität und die Geschichte ihrer Bibliotheken, Sammlungen und Archive	110
<i>Julian Heigel, Christine Hoppe, Andreas Waczkat</i>	
„... es liegt also für das Gebiet der Musikwissenschaft eine aus der Vergangenheit in die Gegenwart wirkende Verpflichtung in Göttingen vor“ Zur Gründungsgeschichte und Institutionalisierung des Göttinger Musikwissenschaftlichen Seminars	162

INHALT

Franziska Stoff

Vorbildwirkung? Die Institute für Kirchen- und Schulmusik in Breslau
und Königsberg im Spiegel neuer Quellen 182

Michael Custodis

Von alten Schulen und neuen Meistern
Musikwissenschaft zwischen Universität und Journalismus in den 1920er-Jahren . . . 200

Karsten Mackensen

Heinrich Bessler und die geschichtsphilosophische Kategorie der Alten Musik 211

Helmut Loos

Spurensuche – Kulturdarwinistische Tendenzen in der deutschen
Musikgeschichtsschreibung 234

Martin Eybl

Guido Adler, die *Denkmäler der Tonkunst in Österreich* und die Anfänge
der Musikwissenschaft an der Universität Wien: Konzepte und Perspektiven 250

Ivana Rentsch

Adlers Erben?
Die tschechische Musikwissenschaft zwischen Donaumonarchie
und Drittem Reich 262

Arne Stollberg

Fruchtbarer Wirkungskreis?
Ernst Kurths „splendid isolation“ und die Lage der Schweizer
Musikwissenschaft nach dem Ersten Weltkrieg 269

Myriam Chimènes

« La musicologie française est une grande blessée »
La lente institutionnalisation de la discipline en France
au début du XX^e siècle 280

Stefan Keym

Zwischen altpolnischen Quellen und jungpolnischer Propaganda:
Adolf Chybiński, Zdzisław Jachimecki und die Anfänge der
Musikwissenschaft in Polen 290

Elina Viljanen

From East to West and from West to East: Constructing the Soviet View
of Music and Musicology 308

Tomi Mäkelä

Ilmari Krohn und die finnische Musikforschung zwischen apostolischer
Mission, Kolonialisierung, Stichmotiven und Wasserlandschaften 331

Personen- und Ortsregister 354

Akademische Repräsentation und institutioneller Kontext Joseph Joachims Projekt einer Hochschule für Musik als Universität und die Geschichte ihrer Bibliotheken, Sammlungen und Archive¹

DÖRTE SCHMIDT UND FRANZISKA STOFF (BERLIN)

Dass „Sammlungsleidenschaft und Forschungseifer“ für die Entwicklung der akademischen Wissenschaften und speziell für die Umsetzung des Humboldt'schen Ideals der Verbindung von Forschung und Lehre an der Universität in enger Verbindung standen, gehört zu den grundlegenden Beobachtungen nicht nur der Wissenschaftsgeschichte Berlins.² Der von Dietmar Schenk jüngst für das 19. Jahrhundert konstatierte „Funktionswandel der Archive, ihr Übergang aus der Sphäre des Rechts und der Verwaltung in die Bezirke der Historie“, folgte einer Entwicklung, in deren Verlauf „archivalische Quellen“ Glaubwürdigkeit sichernde Insignien zunächst historischen Vorgehens wurden und so aus Meistererzählungen veritable Geschichtsschreibung machten,³ worauf sich nach und nach auch andere

1 Der vorliegende Text geht auf einen Vortrag anlässlich der Jahrestagung der Association Internationale des Bibliothèques, Archives et Centres de Documentation musicaux (AIBM) an der Universität der Künste Berlin am 11.9.2014 zurück und wurde für die Druckfassung bedeutend erweitert. Er steht im Zusammenhang mit der Vorbereitung eines größeren Forschungsvorhabens zur Akademisierung der Musik in Berlin. Unser Dank gilt dem Vorstand der AIBM und der Bibliotheksdirektorin der Universität der Künste (UdK) Andrea Zeyns für die Anregung, die Perspektive einmal speziell auf die Bibliotheken und Sammlungen unseres Hauses zu richten, dem Leiter des UdK-Archivs Dietmar Schenk für zahlreiche Hinweise und seine Bereitschaft immer wieder mit uns über Fragen der Archiv-Geschichte und -theorie zu diskutieren und mit uns gemeinsam die Erforschung der akademischen Musikausbildung in Berlin weiterzutreiben; außerdem Antje Kalcher vom UdK-Archiv für die Unterstützung bei der Entzifferung schwer lesbarer Handschriften. Den Herausgebern dieses Bandes verdanken wir die Möglichkeit, diesen Text, der schon vom Umfang her den Rahmen des in Zeitschriften Üblichen überschreitet, im Rahmen des vorliegenden Bandes zu publizieren.

2 Rüdiger vom Bruch stellt dies folgerichtig auch in seinem Einleitungstext zum Katalogbuch der Ausstellung „Weltwissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin“ anlässlich des Motto-Jahres „Berlin – Hauptstadt der Wissenschaften“ prominent heraus: vom Bruch, „Aufbrüche und Zäsuren. Stationen der Berliner Wissenschaftsgeschichte“, in: *Weltwissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin*, hrsg. von Jochen Hennig und Udo Andraschke (= Ausstellungskatalog Martin-Gropius-Bau Berlin 2010), München 2010, S. 22–33, hier S. 23, siehe zum Kontext der Frühphase der Humboldt'schen Idee der Forschungsuniversität auch S. 27.

3 Dietmar Schenk, „Aufheben, was nicht vergessen werden darf“. *Archive vom alten Europa bis zur digitalen Welt*, Stuttgart 2013, hierzu vor allem S. 91–99.

Geisteswissenschaften bezogen. Gleichzeitig traf die akademischen Institutionen bereits in den Jahren nach der Gründung des Kaiserreichs die Forderung, sie sollten ihre Arbeit in die Öffentlichkeit tragen, wie Andreas W. Daum in seinem Text über die „Anfänge öffentlicher Wissenschaft in Berlin“ in den Blick gerückt und die Gründungen der Museen für Völkerkunde (1873) und für Naturkunde (1889) in diesen Zusammenhang gestellt hat. Daran zeigt sich beispielhaft, wie die Wissenschaft sich nun nicht nur in ihrer Forschung auf Archivalien stützte, sondern sie durch eine auf ein Laienpublikum zielende Abtrennung von Schausammlungen zunehmend auch für die öffentliche Repräsentation ihrer Arbeit nutzte. Gerade die Sammlungen standen an jener Schnittstelle, an der die akademische Wissenschaft sich ihre „Bühnen“ schuf. Seinen Text beginnt Daum programmatisch mit einem Zitat aus der *Berliner National-Zeitung* des Jahres 1889, in dem es heißt: „Der Zug der Zeit geht auf die Popularisierung der Künste und der Wissenschaften“.⁴ Die Künste wurden offensichtlich in dieser Tendenz gleichberechtigt neben den Wissenschaften wahrgenommen – das ist bemerkenswert, denn diese Debatte fällt gerade in die Zeit der Gründungsphase der Berliner Hochschule für Musik, und so liegt es nahe anzunehmen, dass auch sie sich auf diesem Feld positionieren wollte. Im Folgenden wird es also darum gehen, den bisher in einem breiteren wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang kaum berücksichtigten Bereich der akademischen Institutionalisierung der Musik am Beispiel der Hochschule für Musik in Berlin vor diesem Hintergrund zu diskutieren. Bereits Dietmar Schenk hat in seinem Buch über die Geschichte dieser Institution dem Thema „Sammlung, Archiv, Laboratorium“ ein eigenes Kapitel gewidmet, das mit einem kurzen Blick auf die Verbindungen zwischen der Hochschule und der Königlichen Bibliothek einsetzt – auch wenn ihm deren konkrete Folgen zunächst verständlicherweise als „ephemer“ erschienen.⁵ Der Zusammenhang ergibt sich erst über eine im Detail erschlossene Geschichte der Bibliotheken und Sammlungen, die für musikalische Ausbildungsstätten insgesamt (nicht nur in Berlin) bisher aus institutionen- und wissenschaftsgeschichtlicher Sicht im Grunde vollkommen unerforscht ist. Das mag vor allem daran liegen, dass man deren Repräsentationsformen naheliegender Weise und auch mit einem gewissen Recht zunächst nahezu ausschließlich im Bereich der künstlerischen Praxis, d. h. im Konzertsaal vermutet.⁶ Auch Joseph Joachim

4 Andreas W. Daum, „Bühnen des Wissens – Orte der Anschauung. Zu den Anfängen öffentlicher Wissenschaft in Berlin“, in: *Weltwissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin* (wie Anm. 2), S. 40–49. Zitat aus: *Berliner National-Zeitung* Nr. 380 (Beiblatt) (29.6.1889), zit. nach Daum, „Bühnen des Wissens – Orte der Anschauung“ (wie ebd.), S. 40.

5 Dietmar Schenk, *Die Hochschule für Musik zu Berlin. Preußens Konservatorium zwischen romantischem Klassizismus und neuer Musik, 1869–1932/33* (= Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 8), Stuttgart 2004, S. 238–272 (hier 238 f.).

6 Bemerkenswerterweise gibt es in den verdienstvollen von Michael Fend und Michel Noiray herausgegebenen Bänden zur Institutionalisierung der Musikausbildung zwar einen Beitrag zur Konzerttätigkeit von Konservatorien, aber nichts zu deren Bibliotheken, Sammlungen und Archiven, siehe *Musical Education in Europe (1770–1914). Compositional, Institutional and Political Challenges*, 2 Bde., hrsg. von Michael Fend und Michel Noiray, Berlin 2005.

setzte natürlich auf das Konzert als öffentliches Repräsentationsmedium der Hochschule. Man kann allerdings vermuten, dass der Sammlungsgedanke, d. h. die Idee, dass musikbezogene materiale Güter wie Handschriften, aber auch Instrumente, in der Hochschule über den pragmatischen Gebrauch hinaus auch einen „repräsentativen“ Wert haben, in dem Maße wichtiger wurde, in dem die Bedeutung der Hochschule als eine führende Institution des Konzertlebens abnahm, nachdem es etwa nicht gelungen war, die Philharmonischen Konzerte dauerhaft als „Akademie-Konzerte“ zu etablieren.⁷ Vor dem Hintergrund eines breiteren wissenschaftsgeschichtlichen Kontexts tritt jedenfalls deutlich hervor, dass – wenn es um institutionelle Verortung auf universitärer Ebene ging – auch die Bibliotheken, Sammlungen und Archive sich in der Geschichte einer künstlerischen Lehranstalt, so sie sich als akademische verstand, von Beginn an nicht in ihrer Funktionalität für die künstlerische Praxis (heute würde man vielleicht von „Service-Funktionen“ oder „Anwendungsbezug“ sprechen) erschöpften, sondern einen wichtigen eigenständigen, sowohl identitätsstiftenden wie repräsentativen Part übernahmen und bis heute übernehmen.

Wie nur wenige musikalische Ausbildungsstätten ihrer Zeit ist die nach jahrzehntelangen Planungen durch den preußischen Staat gegründete und von Joseph Joachim maßgeblich aufgebaute Königliche bzw. später Staatliche akademische Hochschule für Musik sich ihres akademischen Anspruchs von Anfang an bewusst gewesen und liefert deshalb hierfür ein exemplarisches Beispiel. Joachim hatte dies, wie wir von Dietmar Schenk wissen, immer im Auge.⁸ Er wollte nicht einfach ein an die Akademie der Künste angegliedertes Lehrinsti-

7 Joachim versuchte die Hochschule zwischen 1882 und 1887 durch eine enge Verbindung mit dem neu gegründeten Philharmonischen Orchester auf dieser Ebene institutionell zu vernetzen, auch um seine Absolventen durch eine anschließende Verpflichtung in einen konkreten langfristig bestehenden Klangkörper weiter mit dem Institut verbinden zu können und so eine nachhaltige Wirkung seiner Ausbildung zu sichern. Allerdings waren diese Bemühungen nicht dauerhaft erfolgreich. Siehe hierzu u. a.: *Briefe von und an Joseph Joachim*, gesammelt und hrsg. von Johannes Joachim und Andreas Moser, Bd. 3: *Die Jahre 1869–1907*, Berlin 1913, S. 239–243 (13.12.[1882], 23.12.1882, 11.2.1882, 12.2.1882), S. 245–247 (1.3.1883, 27.2.1883) und S. 248 (22.[1.1884]), sowie Peter Muck, *Ein hundred Jahre philharmonisches Orchester*, dargestellt in Dokumenten. i. A. des Berliner Philharmonischen Orchesters, Bd. 1: *1882–1922*, Tutzing 1982, S. 15–93, sowie als frühe Quelle: Adolf Weissmann, *Berlin als Musikstadt*, Berlin u. a. 1911, S. 354–366. Dieser gesamte Bereich wird im Folgenden aus pragmatischen Gründen nicht berücksichtigt. Die Einbeziehung der auch in Berlin identitätsstiftenden und den beschriebenen Prozess auf anderer Ebene mehr oder weniger erfolgreich vorantreibenden Konzerttätigkeit der Hochschule, die durch ihren Geltungsanspruch in gewisser Weise mit den Sammlungsbemühungen verbunden war, und der ebenfalls in diesem Zusammenhang als ideelle Institutionalisierung eines musikalischen Kanons wirksamen Quartettabende des Joachim-Quartetts würden den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen. Zu den Quartettabenden siehe Beatrix Borchardt, *Stimme und Geige. Amalie und Joseph Joachim* (= Wiener Veröffentlichungen zur Musikgeschichte, Bd. 5), Wien u. a. 2005, vor allem das Kapitel „Traditions- und Kanonbildung: Quartettsoireen“, S. 521–552.

8 Bis 1882 war die Hochschule in zwei Teilbereiche (Komposition und Ausübende Tonkunst) gegliedert, von denen Joachim nur die Abteilung Ausübende Tonkunst leitete. Erst danach stand er dem gesamten Institut vor. Zur Entwicklung seiner Leitungsfunktion siehe Schenk, *Die Hochschule für*

tut aufbauen, sondern vielmehr einen eigenständigen und die Musikkultur maßgeblich prägenden Ort auf dem Feld der Kulturinstitutionen des preußischen Staates gründen – kunstpolitisch, -organisatorisch wie ausübend.⁹ Die institutionellen Maßstäbe, an die Joachim offensichtlich explizit anknüpfen wollte, waren in den strukturellen Überlegungen von Anfang an präsent: Wie schon die offizielle Namensgebung – *Königliche*, später *Staatliche akademische Hochschule für Musik* – zeigt, waren dies einerseits das königliche bzw. staatliche Hochschulwesen (Joachim nannte seine Schule eben nicht nach Leipziger und Pariser Vorbild „Konservatorium“) und damit die Idee einer „musikalischen Universität“, und zum anderen die Akademie der Künste, in ihrem Selbstverständnis die den König in Fragen der Kunst beratende Institution.¹⁰ Die Gründung der Berliner Hochschule für Musik stellt also den ehrgeizigen Versuch dar, die Musik auf höchster Ebene akademisch und institutionell in einem Staatswesen zu verankern und auf diese Weise geradezu in den

Musik zu Berlin (wie Anm. 5), S. 43–46. Ein Indiz für das institutionelle Selbstverständnis der Hochschule ist auch, worauf Dietmar Schenk mit Recht hinweist, die Übernahme jener institutionellen Archivstrukturen für die Verwaltung, die uns die Überlieferung der hier in Rede stehenden Zusammenhänge bis heute gesichert hat.

- 9 Vgl. für die Gründungsgeschichte und das Streben nach Selbstständigkeit besonders in der Gründungsphase: Schenk, *Die Hochschule für Musik zu Berlin* (wie Anm. 5), S. 33–42, außerdem Borchardt, *Stimme und Geige* (wie Anm. 7), S. 283–318; wie stark die Ausstrahlungskraft der Institution bereits früh war, zeigt beispielsweise das Kapitel „Der Geist der Hochschule“ in: Weissmann, *Berlin als Musikstadt* (wie Anm. 7), S. 311–327.
- 10 Die Idee der „musikalischen Universität“ findet sich explizit in Joachims zweitem Entwurf zur Hochschulorganisation vom April 1871 im Bezug auf seine Berufungsplanungen, Archiv der UdK: Teilnachlass Joseph Joachim, 102, MS Nr. 19, Bl. 7 von 17. Im selben Jahr wird ihm auch in Bezug auf die Errichtung einer Leitungs-, „Commission“ und der damit verbundenen Emanzipierung der Hochschule von der Akademie der Künste und dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten zum Vorwurf gemacht, er strebe an „die Anstalt durch Verschmelzung mit der akademischen Schule für Composition und Verbindung mit den sonstigen Musik-Instituten hiesiger Stadt zu einer musikalischen Universität zu erweitern.“ Joachim bestritt dies zunächst, arbeitete aber weiter darauf hin, wie die Hochschulgeschichte zeigt; ebd., MS Nr. 8 (Reinschrift, Bl. 1) [Mitte Juli 1871]. Für konkrete Vorschläge, die Berliner Universitätsverfassung für die „musikalische Hochschule“ umzuändern, Habilitationsverfahren und „musikalisches Privatdozententum“ zu ermöglichen, siehe auch: Wilhelm Langhans, *Die Königliche Hochschule für Musik zu Berlin*, Leipzig 1873, außerdem Schenk, *Die Hochschule für Musik zu Berlin* (wie Anm. 5), S. 40. Zur Hochschule im Kontext der Akademie siehe neben Schenk, ebd., S. 17–24, die Beiträge zur Musik in: *„Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.“ Eine Ausstellung der Akademie der Künste und der Hochschule für Musik*, hrsg. von der Hochschule für Musik und der Akademie der Künste, Berlin 1996; sowie Dörte Schmidt und Franziska Stoff, „Ortsbestimmung. Zur Bedeutung der Komponistenausbildung für die akademische Verortung der Musik in der Berliner Akademie der Künste“, in: *„Von Arosa nach Leipzig.“ Hans Schaeuble und sein Kompositionsstudium am Leipziger Konservatorium*, hrsg. von Hans-Joachim Hinrichsen und Urs Fischer (= Schweizer Beiträge zur Musikforschung, Bd. 23), Kassel u. a. 2016. Zu Joachims „akademischen“ Ambitionen siehe auch: Borchardt, *Stimme und Geige* (wie Anm. 7), S. 521–552, sowie Reinhard Kapp, „Joachim, Brahms und der musikalische Akademismus“, in: *Joseph Joachim (1831–1907). Europäischer Bürger, Komponist, Virtuose*, hrsg. von Michele Calella und Christian Glanz (= Anklänge 2008), Wien 2008, S. 69–93.

Mittelpunkt des staatlichen Musiklebens zu rücken, in einer Zeit, in der es dafür im deutschsprachigen Raum eigentlich keine Vorbilder mit vergleichbarem Anspruch gab. Diese Situation legt nahe, dass man – jedenfalls in Berlin bzw. Preußen – die Geschichte der akademischen Verortung der Musik nicht für die Hochschule für Musik allein, sondern nur vor dem Hintergrund der Institutionalisierung des staatlichen Musiklebens insgesamt, also nur mit Blick auf Akademie, Universität und Königliche Bibliothek schreiben kann.¹¹ Das gilt auch für das Königliche Institut für Kirchenmusik (seit 1922 Staatliches akademisches Institut für Kirchen- und Schulmusik), das bei seiner Gründung 1822 zunächst innerhalb der Kaiser-Wilhelm-Universität angesiedelt war.¹² Die preußische Kunst- und Wissenschaftspolitik der Zeit bot für die Aushandlung der akademischen Verortung der Musik einen besonders fruchtbaren Boden.

I. Die Planungsphase. Joachims Austausch mit Friedrich Chrysander

Sichtbar werden die Bestrebungen zur Vernetzung mit Wissenschaft und Akademie bereits in den ersten Entwürfen zur Struktur der geplanten Lehranstalt. Sie lassen sich von der

11 Der vergleichende Blick etwa auf den Fall Stuttgart und Württemberg zeigt, wie unterschiedlich die Gründungen in der Durchsetzung ihrer akademischen wie staatlichen Ansprüche auf ihre institutionellen Kontexte reagieren und wie die Bedeutung der wissenschaftlichen bzw. theoretischen Fächer dabei in unterschiedlicher Weise zu tragen kommt; siehe hierzu Dörte Schmidt, „Zwischen allgemeiner Volksbildung, Kunstlehre und autonomer Wissenschaft. Die Fächer Musikgeschichte und Musiktheorie als Indikatoren für den Selbstentwurf der Musikhochschule als akademische Institution“, in: *Zwischen bürgerlicher Kultur und Akademie. Zur Professionalisierung der Musikausbildung in Stuttgart seit 1857*, hrsg. von Joachim Kremer und Dörte Schmidt (= forum musikwissenschaft, Bd. 2), Schliengen 2007, S. 361–408.

12 Die bisherigen Veröffentlichungen hierzu beschreiben eine Gründung innerhalb der Universität und die recht bald folgende Selbstständigkeit des Instituts für Kirchenmusik (Schünemann und ihm folgend Dinglinger), allerdings auch eine fortbestehende Verbindung zur Universität bis zu Zelters Tod (Schipke). Siehe hierzu: Georg Schünemann, *Carl Friedrich Zelter. Der Begründer der Preussischen Musikpflege*, Berlin 1932, S. 42–45; *Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens des staatlichen Akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin (1822–1922)*, hrsg. von Max Schipke, Berlin 1922, S. 9 f. und 15, sowie Wolfgang Dinglinger, „Zelters Musikalische Bildungsanstalt und die Gründung des Instituts für Kirchenmusik“, in: *Der Singemeister Carl Friedrich Zelter, 1758–1832*, hrsg. von Christian Filips, Mainz 2009, S. 118–123, hier S. 119 und 121. Die Verbindung Zelters mit der Universität geht Rudolf Köpke zufolge auf die Universitätsgründung selbst zurück, siehe Köpke, *Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, Berlin 1860, S. 86, 215 und 189. Die Trennung des Institutes für Kirchenmusik von der Universität ist vermutlich mit der Berufung von Adolf Bernhard Marx als Nachfolger Zelters an die Universität verknüpft: Man betraute ihm offenbar seiner jüdischen Abstammung wegen nicht mit deren Leitung, womit die Anbindung an die Universität durch Personalunion von Ordinariat und Leitung nicht mehr gegeben war. Wo genau das Institut nach dem Tode Zelters angesiedelt war, wie und wann sich die Verbindung zur Universität im Detail löste und wie die Angliederung an die Akademie der Künste zustande kam, bedarf noch weiterer Nachforschungen.

Personalstruktur der Hochschule für Musik bzw. der Akademie der Künste über die sich daran anschließenden Diskussionen um die Bibliothek bis in die damit verbundenen Bauvorhaben verfolgen. Schon früh hatte Joachim Friedrich Chrysander herangezogen, um sich von ihm bei der Planung der Hochschulorganisation beraten und unterstützen zu lassen, und zunächst auch in Betracht gezogen, ihn selbst als Mitarbeiter zu gewinnen.¹³ Sofort bezogen die beiden in ihre Diskussionen auch die Perspektive einer sich zu dieser Zeit herausbildenden Musikwissenschaft ein, an der Joachim offensichtlich interessiert war, womöglich weil er mit den wissenschaftlichen Standards der jungen Disziplin Vergleichbares für sein eigenes Feld der musikalischen Praxis zu setzen und damit deren akademische Akzeptanz zu steigern hoffte. Chrysander wiederum sah in der Hochschule eine Chance zur Institutionalisierung des neuen Fachs. Wie sich im Folgenden immer wieder erweisen wird, trafen sie sich dabei – ganz im Zeichen der Zeit – in ihrem Interesse an den musikalischen Quellen.

Chrysander, ursprünglich promovierter Philosoph, war damals bereits ein bekannter Name und ausgewiesen als Philologe und Biograph. Er war seit 1859 Herausgeber der vielbeachteten deutschen Händel-Ausgabe, hatte 1867 den dritten Band seiner Händel-Monographie herausgebracht und war im Jahr darauf Redakteur der Leipziger *Allgemeinen Musikalischen Zeitung* geworden. Mit ihm gemeinsam erarbeitete Joachim im April 1871 einen Entwurf der Hochschulstruktur, der das zentrale Aufgabengebiet eines für die organisatorische Amtsführung als notwendig erachteten Sekretärs bemerkenswerter Weise von Anfang an mit der Funktion des Bibliothekars koppelte:

Für die Stellung eines Sekretärs, welcher zugleich als Bibliothekar die Musikalien der Anstalt zu verwalten hätte, ist nur ein musikalisch-bibliothekarischer Fachmann geeignet, da nur durch einen solchen die nötige Ordnung von vornherein gesichert ist, die Kenntnisse desselben auch nach vielen Seiten hin die Zwecke der Hochschule fördern, und den Lehrern bei der Benutzung der älteren musikalischen Literatur einen sehr erwünschten Anhalt gewähren würden.¹⁴

¹³ Siehe Archiv der UdK: Teilnachlass Joseph Joachim, 102 Ms Nr. 15, ca. 1870/71, dort wird neben Chrysander selbst auch bereits Spitta als Mitarbeiter genannt. Siehe außerdem *Briefe von und an Joseph Joachim* (wie Anm. 7), S. 7 (15. Juni 1869, Joachim an Amalie Joachim, eine Besprechung mit Chrysander, Kiel, Stockhausen und Rudorff betreffend), S. 10 ([20. Juni 1869], Chrysanders Begeisterung für „unser Unternehmen“ betreffend, welches er mit der *Allgemeinen musikalischen Zeitung* unterstützen will) und die im Brief-Nachlass Joseph Joachims im Staatlichen Institut für Musikforschung in Berlin erhaltenen Briefe Chrysanders an Joachim (D-Bim: SM 12/1957-1305, Kastenummer 9, Briefe von Chrysander, 1865–1891, bes. Nr. 8, [8]. September 1869, Nr. 9, 22. September 1869, Nr. 15, 13. Juni 1870, Nr. 19, 4. Februar 1871, Nr. 24, 9. April 1871). Siehe auch den vollständig transkribierten Brief von Chrysander an Joachim vom 17. (und vermutlich 18.) Februar 1872 im Anhang I, S. 154–159.

¹⁴ Siehe Hochschulentwurf, April 1871, Archiv der UdK: Teilnachlass Joseph Joachim, 102, MS Nr. 19, Bl. 6 von 17. Vermutlich ist es dieser Entwurf, den Joachim im selben Monat mit Robert von Keudell weiterbearbeitete. Siehe den Brief Joachims an seine Frau vom 14. April 1771, in:

Mit dieser nachdrücklichen Formulierung brachte Chrysander seinen bereits vorher formulierten Personalvorschlag, Joseph Müller, noch einmal ins Spiel, nachdem ihm zu Ohren gekommen war, dass Joachim (der sich in der Besetzungsfrage für diese Position ihm gegenüber bedeckt gehalten hatte) offenbar den Kustos der Musikalischen Abteilung der Königlichen Bibliothek, Franz Espagne, für diesen Posten in Erwägung gezogen hatte. Chrysander brachte seinen Redaktionskollegen aus der *Allgemeinen Musikalischen Zeitung*, der sich im Jahr 1870 mit einem Buch über die Musikalien der Königsberger Universitäts-Bibliothek als Fachmann in Chrysanders Sinne ausgewiesen hatte,¹⁵ auch deshalb gegen Espagne in Stellung, weil an dieser Personalie sein Plan hing, die Berliner Hochschule für Musik für das noch in den Anfängen steckende Fach Musikwissenschaft zu einem Kondensationskern zu machen:

[...] das lebendige Centrum einer Bildungsstätte, welche auch den musikwissenschaftlichen Bestrebungen erst den natürlichen Boden, Verständnis, Gedeihen und Wirkung bereiten würde. Einen solchen Sammelpunkt kann nur die wahre Musikschule bilden [...].¹⁶

Eben diesen Plan sah Chrysander, der möglicherweise auch um seinen Einfluss bangte, durch Espagne gefährdet und fuhr zur Bekräftigung dieser Sorge schwere Geschütze auf: So beschuldigte er Espagne gar der Unwissenschaftlichkeit und prophezeite dadurch einen nachhaltig schlechten Einfluss auf die junge Musikhochschule und ihre akademischen Ansprüche. Joachim folgte am Ende Chrysanders Personalvorschlag und verwarf damit seine (offensichtlich nicht mit Chrysander abgestimmte) alternative Überlegung, durch die Besetzung der Sekretärs-Stelle die Verbindung der Hochschule für Musik mit der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek zu stärken – ohne jedoch den Gedanken an diese Verbindung aufzugeben. In diesem Zusammenhang rieben sich erstmals auch Chrysanders und Joachims Vorstellungen von der Funktion der musikalischen Quellen für die Institution. Ersterer sah die künstlerisch-praktische Nutzung wertvoller Handschriften durch

Briefe von und an Joseph Joachim (wie Anm. 7), S. 72 f. Er berichtet dort über eben diese Weiterarbeit und erwägt die Einstellung Keudells als musikalischen Berater, „Löper“ als Verwalter (gemeint ist vermutlich der später auch als Goethe-Philologe bekannt gewordene Jurist und königliche Ministerialbeamte Gustav von Loeper) und „später vielleicht noch Chrysander u. Kiel“.

15 Müller hatte von Juli 1871 bis Ende 1874 die Redaktion der Zeitschrift von Chrysander übernommen. Siehe Joseph Müller, *Die musikalischen Schätze der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg in Preußen aus dem Nachlasse Friedrich August Gotthold's: nebst Mittheilungen aus dessen musikalischen Tagebüchern; ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Tonkunst*, Bonn 1870. Friedrich Chrysander empfahl ihn in einem Brief an Joachim bereits im August 1871 (D-Bim: Brief-Nachlass Joseph Joachim, SM 12/1957-1305, Kasten 9, Doc. orig. Friedrich Chrysander 29) und sandte im Dezember desselben Jahres einen vollständigen Lebenslauf. Siehe das Schreiben Chrysanders vom 12. Dezember 1871 im Anhang I, S. 153–154.

16 Siehe den Brief Chrysanders vom 17. (und vermutlich 18.) Februar 1872, vollständige Transkription im Anhang I, S. 154–159.

Studierende, wie Joachim sie vorsah, kritisch, da er um ihre Erhaltung fürchtete.¹⁷ Joachim aber sollte auf diese praktische Nutzung wissenschaftlicher Sammlungen im Lehrbetrieb immer wieder zurückkommen – dies bildete (letztlich dem universitären Vorbild folgend) offensichtlich einen Kern seiner Idee einer akademischen künstlerischen Lehre. Dass er jedoch gleichzeitig auf die wissenschaftliche Beglaubigung des Wertes dieser Quellen setzte und deshalb Chrysanders Unterstützung schätzte, mag am Ende den Ausschlag für die Einstellung Müllers gegeben haben.

Müllers tatsächlicher Dienstantritt¹⁸ hing offenbar direkt zusammen mit den Diskussionen, die sich schließlich in dem Vorschlag an den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Adalbert Falk Anfang April 1872 bündelten, im Rahmen von Neubauplanungen für die Akademie der Künste¹⁹ nun auf dieser Ebene eine engere Verbin-

17 Siehe ebd. Die Diskussion um das Spannungsfeld von Nutzung und sicherer Aufbewahrung der Sammlungen betraf später auch die Musikinstrumentensammlung.

18 Wann Müller seinen Dienst offiziell antrat, ist nicht nachweisbar, spätestens im Mai 1872 allerdings war er im Amt. Er erlangte, wohl auch wegen einer schweren Krankheit, nicht viel Einfluss und starb bereits im Juni 1880. Siehe das Schreiben Spittas vom 16. Oktober 1889, Archiv der UdK-Archiv: 1/3042 (Die Verstärkung des Bureaupersonals) und den *Jahresbericht über die mit der Königlichen Akademie der Künste verbundenen Lehr-Anstalten für Musik 1.10.1879–1.10.1880*, S. 5. Eine Personalakte Müllers, die gegebenenfalls einen Dienstvertrag enthalten hätte, ist nicht überliefert. Nachweisen lässt sich sein Name innerhalb der Hochschuladministration ab Mai 1872, siehe Archiv der UdK: 1/2581 (Personalien des Direktors, der Lehrer, der Beamten und Unterbeamten), Schreiben vom 31. Mai 1872.

19 Die Planungen für den Neubau der Akademie der Künste entsprangen den nach der Reichsgründung entbrannten Diskussionen über die Errichtung repräsentativer Gebäude innerhalb der Hauptstadt und fußten auf dem länger zurückliegenden, nicht realisierbaren Vorhaben, die Akademie der Künste im Rahmen einer Art Kunstakropolis auf der Museumsinsel baulich zu integrieren; siehe Michael Bollé, *Vom Marstall unter den Linden zum Neubau in Charlottenburg. Zur Planungsgeschichte des Hauptgebäudes der Universität der Künste Berlin 1875–1902* (= Schriften aus dem Archiv der Universität der Künste, Bd. 5), Berlin 2002, S. 7 f. Teil der Diskussionen um 1872 war auch die Frage, ob die „Hochschule der Tonkunst“ überhaupt in das neue Gebäude der Akademie der Künste aufgenommen werden sollte, was Joachims Bestreben nach institutioneller Emanzipation durchaus entgegen kam; siehe hierzu das Konzept vom 29. März 1872, vom Direktor und Verwaltungsrat der Hochschule für ausübende Tonkunst Archiv der UdK: 1/507 (Dienstgebäude), Bl. 17. Aufschluss gibt der nachträglich gestrichene Abschnitt: „Die Akademie der Tonkunst mit der Akademie der bildenden Künste in einem Gebäude unterzubringen, ist für uns eine offene Frage. Wir könnten sie von unserem Standpunkt nur bejahen, da den Musikschülern aus dieser Vereinigung nur Vortheile, wie etwa die Erleichterung der Theilnahme an gewissen Vorlesungen, die für alle Künstler Interesse darbieten, erwachsen würden. Zweifelhaft ist uns aber, ob den Vertretern anderer Künste diese Verbindung erwünscht sein würde, da einerseits ein großer Konzertsaal wie wir ihn gebrauchen, für Ausstellungszwecke wenig geeignet ist, andererseits der musikalische Unterricht sowohl, als Orchester- und Chorproben den Mitbewohnern des Hauses mancherlei Störung bereiten könnten.“ Eingefügt wurde für die gestrichene Stelle Folgendes: „Hierbei dürfte sich ein natürlicher Anlass ergeben, den seit langer Zeit beabsichtigten Ausbau der Akademie der Künste gleichzeitig in Angriff zu nehmen und einen Plan aufstellen zu lassen, welcher allen Aufgaben der Akademie Genüge leistet.“

dung zur Königlichen Bibliothek zu erreichen, indem deren Musikabteilung räumlich integriert würde:

Im Verfolg unseres gehorsamen Berichtes vom 29. v. M. erlauben wir uns ebenmäßig herauszuheben, daß es wünschenswerth wäre, in dem für die Akademie der Künste bestimmten neuen Gebäude auch Räumlichkeiten für die musikalische Abtheilung der Königlichen Bibliothek zu beschaffen. Wäre es möglich dieselbe in jenes Gebäude zu verlegen, so ließe sich wegen der räumlichen Nähe eine fruchtbare Benutzung und Verwerthung der musikalischen Abtheilung für die Hochschule erreichen, ohne daß jene aufhörte, Theil der Königlichen Bibliothek zu sein: Die letztere, welcher es so sehr an Raum gebricht, gewänne für andere Zwecke die Zimmer, in welchen jetzt die musikalische Abtheilung im Bibliotheksgebäude aufgestellt ist. Mit einem solchen Vorschlage würde daher mehrfachen Bedürfnissen entgegengekommen.²⁰

Ende 1872 befand Joachim sich dann in maßgeblichen Verhandlungen über den Ankauf des musikalischen Nachlasses Felix Mendelssohn Bartholdys durch den preußischen Staat, und es verwundert nicht, dass er wieder das von Chrysanter von Beginn an so beargwöhnte praktische Interesse an der Nutzung der Quellen in Anschlag brachte. Besonders eng arbeitete er hierbei mit dem Kunstreferenten Richard Schöne zusammen,²¹ der sein Interesse an den Sammlungen teilte und bezeichnenderweise später Generaldirektor der Berliner Museen wurde. Im Dezember 1872 schrieb Joachim an ihn:

Da diese Sammlung außerordentlich lehrreich für einen Musikstudierenden ist, indem sie den nimmer rastenden, fast religiösen Fleiß und das Streben nach stets größerer Vollendung, das sich in den zahlreichen Entwürfen und Umarbeitungen des Komponisten Kund giebt, zur eifrigen Nachahmung hinstellt, so wäre es wünschenswerth, daß sie einer solchen Bibliothek einverleibt würde, in der sie zu praktischer Benutzung leicht zugänglich wäre.²²

20 Schreiben Joachims und des (provisorischen) Verwaltungsrats an den Minister vom 4. April 1872, Archiv der UdK: 1/507 (Dienstgebäude), Bl. 18. Auf dieses Schreiben weist bereits Dietmar Schenk hin, in: *Die Hochschule für Musik zu Berlin* (wie Anm. 5), S. 238. Der Verwaltungsrat war im Jahr zuvor auf Joachims Anregung nach einem Streit mit dem vorhergehenden Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Heinrich von Mühler, als Puffer zwischen Joachim und dem Ministerium eingerichtet worden und als Interimslösung gedacht. Ihm gehörten u. a. Robert von Keudell und Friedrich Kiel an. Vgl. ebd., S. 44.

21 Siehe Ludwig Pallat, *Richard Schöne. Generaldirektor der Königlichen Museen zu Berlin*, Berlin 1959, S. 45–50. Schöne war am 14. November 1872 in seine Geschäfte eingeführt worden. Vorausgegangen war ein Versuch des daraufhin entlassenen Ministers von Mühler, das Kunstreferat zu zerschlagen.

22 Siehe Schreiben vom 15. Dezember 1872, Archiv der UdK: Bestand I, Nr. 412 (Generalia). Die enge Zusammenarbeit Schönes und Joachims lässt sich sowohl an den dort folgenden Schreiben, als auch an der erhaltenen Korrespondenz nachvollziehen, die in der Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Siehe auch D-B: N.Mus. Nachl. 140 (Schöne). Die erste Begegnung der beiden hatte am 8. Dezember 1872 stattgefunden, worüber Joachim seiner Frau Amalie berichtete; zwei Wochen später setzte sich Schöne bereits für die Verbesserung der Raumsituation der Hochschule ein. Siehe

Womit er zweifellos entweder die Überführung in die Hochschulbibliothek direkt oder innerhalb der zu integrierenden Musikabteilung der Königlichen Bibliothek meinte. Joachim konnte sich in dieser Sache nicht durchsetzen. Der Nachlass wurde in die Königliche Bibliothek überführt und verblieb dort. Eine in diesem Zusammenhang gegründete Stiftung schuf jedoch im Gegenzug eine Verbindung der Institutionen durch die Auslobung eines den Studierenden „der in Deutschland vom Staate subventionierten Ausbildungsinstitute“²³ gewidmeten Preises, welcher an der Hochschule für Musik verliehen wurde und den Namen Felix Mendelssohn Bartholdys trug.²⁴ Damit setzte Joachim ein deutliches Zeichen, war dies doch der erste reichsweit ausgeschriebene Preis für Musikstudierende staatlich unterstützter musikalischer Ausbildungsinstitutionen, die dadurch nicht nur in einen auch in der Öffentlichkeit wahrgenommenen Verbund traten, sondern an deren Spitze sich die Berliner Hochschule für Musik als Trägerinstitution dieser Auszeichnung in gewisser Weise stellte.²⁵ So wurde zum einen schon in der Gründungsphase der Hochschule die sichtbare Vernetzung der Berliner Institutionen auf akademischer Ebene versucht, und zum anderen der Hochschule für Musik innerhalb des Deutschen Reiches von Anfang an eine Sonderstellung zugeordnet.

II. Friedrich Spitta als institutioneller Dreh- und Angelpunkt, die Internationalisierung und der Schritt in die Öffentlichkeit

Im April bzw. Mai 1875 änderte sich die Personalkonstellation an der Hochschule: In die neugeschaffene Position eines qua Amt für die musikalische Sektion zuständigen und diese auch im Senat der Akademie vertretenden, zweiten ständigen Sekretärs der Königlichen Akademie der Künste wurde der Philologe Philipp Spitta berufen, der sich bereits als Bach-

Briefe von und an Joseph Joachim (wie Anm. 7), S. 99, und Archiv der UdK: 1/507, Bl. 4, Schreiben Schönes vom 23. Dezember 1872.

23 Siehe Archiv der UdK: 1/412 (Mendelssohn-Bartholdy Stiftung, Generalia), Statut vom 20.2.1878.

24 Es ist möglich, dass das Verhältnis zwischen Chrysander und Joachim anlässlich der auf dieser Ebene vermutlich nun bestehenden Zusammenarbeit mit Espagne zunächst etwas abkühlte.

25 Die erste Preisverleihung fand im Jahr 1879 statt und wurde auch nach 1933 von der Hochschule weiter verwaltet. Mitte der 1930er-Jahre wurde die Vergabe zwar ausgesetzt, die Akten aber weiter unter dem Namen Mendelssohn geführt. Erst 1967 wurde die Vergabe des Preises wieder aufgenommen. Vgl. für eine Dokumentation der Preisvergabe Rudolf Elvers, *Felix-Mendelssohn-Bartholdy-Preis. Geschichte. Satzung. Wettbewerbsrichtlinien. Preisträger. Stipendiaten*, Berlin 2001. Der Mendelssohn-Bartholdy-Preis wird heute an der Universität der Künste als Nachfolgeinstitution der Hochschule für Musik vergeben. Im Rahmen des an der UdK angesiedelten DFG-Projekt: „Die Angelegenheiten der Eleven und Elevinnen‘ oder: Wie kommuniziert eine Institution?“, einer kommentierten Auswahledition aus Briefen Studierender der Berliner Hochschule für Musik aus den Jahren 1871–1945 (<http://www.udk-berlin.de/sites/universitaetsarchiv/content/projekte/dfg_projekt_eleven/index_ger.html>, 25.8.2014.), wird die Zeit vor 1945 in einem eigenen Kapitel über Stipendien detaillierter zum Thema werden.

Biograph musikwissenschaftlich profiliert hatte.²⁶ Durch seine Person bekamen sowohl die Verankerungsbemühungen der Hochschule im akademischen Umfeld als auch ihre Sammlungsbestrebungen eine neue Qualität.

Die Einrichtung der von ihm eingenommenen Stellung stärkte die Position der 1833 gegründeten musikalischen Sektion in ihrer Eigenständigkeit und Gleichwertigkeit gegenüber der älteren Sektion für Bildende Kunst innerhalb der Akademie der Künste deutlich.²⁷ Spitta übernahm, wie im provisorischen Statut der Hochschule von 1875 festgelegt, mit diesem Amt zunächst die Verwaltungsleitung der „Abteilung ausübende Tonkunst“ der Hochschule für Musik (er wurde damit vermutlich auch zum Vorgesetzten Müllers) und die Stellvertretung Joseph Joachims. Außerdem schuf man auf seinen Wunsch hin eine außerordentliche Professur im Fach Musikwissenschaft an der Universität, wo er ab 1875 neben Heinrich Bellermann wirkte. Joachim hat dies wohl nicht nur unterstützt, weil er mit der Universität Leipzig um Spitta konkurrierte,²⁸ sondern es kam in gewisser Weise

26 Siehe Philipp Spitta, *Johann Sebastian Bach*, Bd. 1, Leipzig 1873; siehe auch das Schreiben Joachims an den amtierenden Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Adalbert Falk, vom 28. Mai 1875, in dem Joachim darüber berichtet, dass Spitta seine Arbeit aufgenommen habe; Archiv der UdK: 1/3143 (Personalakte Philipp Spitta). Siehe ebd. auch das Personalblatt Spittas, das seine Anstellung an der Akademie auf den 6. April 1875 datiert, seine Ernennung zum Universitätsprofessor und Lehrer an der Königlichen Hochschule für Musik (beides im Nebenamt) auf den 14. April 1875 und die Übernahme der Geschäfte des Vorstehers der Verwaltung auf den 1. Oktober 1876. Am 15. Juli 1882 wurde er definitiv zum Vorsteher der Verwaltung und Mitglied des Direktoriums der Königlichen Hochschule für Musik ernannt. Außerdem ebd.: 1/478 (Der zweite ständige Sekretär und Vorsteher der Verwaltung), sowie den Brief von Ernst Rudorff an Joseph Joachim vom 1. März 1874, in: *Briefe von und an Joseph Joachim* (wie Anm. 7), S. 130–132. Joachim kannte Spitta mit Sicherheit auch bereits zuvor über ihre gemeinsamen Freunde Julius Otto Grimm und Johannes Brahms (siehe Wolfgang Sandberger, *Das Bach-Bild Philipp Spittas. Ein Beitrag zur Geschichte der Bach-Rezeption im 19. Jahrhundert* [= Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft, Bd. 39], Stuttgart 1996, S. 32 f.). Spitta wiederum hatte sich schon 1870 die Arbeit Müllers angeschafft und 1871 in Göttingen rezensiert, siehe *Katalog der Sammlung Spitta*, hrsg. von der Bibliothek der Universität der Künste Berlin und der Bibliothek der Universität Łódź, bearbeitet von Peter Sühling unter Mitarbeit von Krystyna Bielska (= Schriften aus dem Archiv der Universität der Künste Berlin, Inventare Bd. 3), Berlin 2005, S. 289. Sofort im Jahr des Erscheinens schaffte er auch für Breslau einen vergleichbaren Katalog an: Emil Bohn, *Bibliographie der Musik-Druckwerke bis 1700 welche in der Stadtbibliothek, der Bibliothek des Akademischen Instituts für Kirchenmusik und der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Breslau aufbewahrt werden. Ein Beitrag zur Geschichte der Musik im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert*, Berlin 1883, hierzu auch *Katalog der Sammlung Spitta* (wie ebd.), S. 196.

27 Das sieht man zum Beispiel an der Tatsache, dass für die Musikalische Sektion ab November 1875 durchgehend eigene Sitzungsprotokolle erhalten sind; Geheimes Staatsarchiv Berlin: Rep. 76 Ve, Sekt. 17 (Kunstakademie Berlin), Nr. 6 (Protokolle des Senats), Bd. 5, Protokoll vom 1. November 1875.

28 Siehe hierzu auch den Brief von Joachim an Spitta vom [9.5.1874], in dem er ihm versichert: „Ihr Wunsch außer dem Lehramt in den Abteilungen der Hochschule eine streng wissenschaftliche an der Universität, also eine Professur an derselben zu erhalten, soll erfüllt werden“, in: *Briefe von und an Joseph Joachim* (wie Anm. 7), S. 139 f. und *Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studirenden*

auch seinen eigenen institutionellen Interessen entgegen. Damit war die Hochschule für Musik nicht nur innerhalb des Senats der Akademie der Künste fester verankert, sondern überdies personell mit der Berliner Universität vernetzt. Möglich wurde dies vor allem dadurch, dass sich die Akademie der Künste und damit auch ihre Ausbildungsinstitute zu diesem Zeitpunkt in einem von Richard Schöne geleiteten grundlegenden Reorganisationsprozess befanden und Schöne sich bemühte, auf die Wünsche Joachims einzugehen.²⁹ Später nahm Spitta auch selbst aktiven Einfluss auf die Reorganisation der Akademie. Im von ihm selbst mitentworfenen finalen Statut von 1882, welches auch die Kompositionsausbildung neu in die Hochschule integrierte, wurde er neben einem vierköpfigem Direktorium mit rotierendem Vorsitz zum ständigen „Vorsteher der gesamten Verwaltung“, was ihn (rechnet man Spittas andere Eigenschaften als ständiger zweiter Sekretär der Akademie und außerordentlicher Professor der Universität mit ein) zu einem institutionellen Dreh- und Angelpunkt machte.³⁰ Mit der Begründung der *Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft* durch ihn, Friedrich Chrysander und den zu dieser Zeit in Prag als Nachfolger Eduard Hanslicks lehrenden Guido Adler Mitte der 1880er-Jahre bekräftigte Spitta seinen akademischen Anspruch noch einmal auf einer anderen Ebene.³¹ Damit verkörperte er die Verbindungen in die akademische Landschaft und konnte die institutionellen Bestrebungen auch im Blick

der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Auf das Sommerhalbjahr von Ostern bis Michaelis 1875, Berlin 1875, S. XII. Spitta hatte seine Zusage erst gegeben, als klar war, dass in Leipzig für ihn keine Professur im Fach Musikwissenschaft geschaffen werden würde, siehe das Schreiben Spittas an Joachim vom 3. Mai 1874, in: *Briefe von und an Joseph Joachim* (wie Anm. 7), S. 138 f.

29 Siehe für den sonstigen Prozess und die Planung der Aufgabengebiete Spittas auch: ebd., S. 140–146 und 149–151, die Briefe Spittas an Joachim vom 10. Mai 1874, Joachims an Rudorff vom 29. August 1874 und [6. September 1874], Rudorffs an Joachim vom 16. September 1874, Joachims an Spitta vom 17. September [1874] und 2. Oktober [1874] und Spittas an Joachim vom 5. Oktober 1874, außerdem Pallat, *Richard Schöne* (wie Anm. 21), S. 53–74.

30 Zur Bedeutung der Kompositionsausbildung für die akademische Standortbestimmung der Hochschule siehe auch Schmidt/Stoff, „Ortsbestimmung“ (wie Anm. 10). Nach Spittas Tod weigerte sich das Direktorium der Hochschule für Musik einen gleichberechtigten Nachfolger einzustellen, da „die Person Spittas ein wesentlicher Grund dafür war, daß an einer Verbindung des Amtes des zweiten Secretairs und des Vorstehers der Verwaltung an der k. Hochschule für Musik gedacht wurde. [...] So gedeihlich wir in dem beschriebenen Verhältnis mit Spitta wirken konnten, so sind wir uns doch darin einig, daß einem Nachfolger ein Machtgebiet wie ihm niemals eingeräumt werden könnte.“ Joseph Joachim übernahm die Leitung der Verwaltung und das ständige Direktorat. Siehe hierzu das Schreiben vom 24. Juli 1894, Archiv der UdK: 1/478 (Der zweite ständige Sekretär und Vorsteher der Verwaltung).

31 Die Zeitschrift wurde mit Spittas Tod eingestellt. Wie sehr er von der Bedeutung der *Vierteljahrsschrift* überzeugt war, beleuchtet ein Schreiben Spittas an Joachim vom 28. Februar 1885, in dem er ihn über deren geschäftliche Seite unterrichtet und auch bittet, seine Verbindungen für das Fortkommen der Zeitschrift zur Verfügung zu stellen: „[...] daß außer Chrysander und mir jetzt doch keiner in Deutschland eine streng wissenschaftliche Musikzeitschrift auch nur anzufangen den Muth gehabt haben würde. Das ist zwar nur ein kleines Verdienst, aber doch immer eins.“ Vgl. *Briefe von und an Joseph Joachim* (wie Anm. 7), S. 277 f.

auf die hochschuleigene Bibliothek, die ihm nun als Verwaltungsaufgabe unterstand, gleichsam im Windschatten von Joachims künstlerischen Aktivitäten weiterverfolgen.³²

Spitta bemühte sich im Folgenden darum, die Bibliothek zu erweitern. Es gelang ihm die Akquise des Nachlasses des Liedforschers Ludwig Erk, was der Bibliothek über die Erfordernisse einer Unterrichtsbibliothek hinaus wissenschaftliches wie repräsentatives Eigengewicht verlieh. Das Bewilligungsschreiben vom 24. Mai 1886 zeigt allerdings, dass dieser Ankauf nicht aus dem regulär für die Hochschule zuständigen Etat des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten finanziert, sondern als Sonderfall behandelt wurde: Die zugewiesenen 10 000 Mark gewährte der Kaiser als „Gnadengeschenk“ aus der Generalstaatskasse.³³ Der Bestand wurde umgehend durch den bei der Königlichen Bibliothek beschäftigten Hans Müller katalogisiert³⁴ und war im Januar 1889 erschlossen und zugänglich.³⁵ Sogleich wurde er durch Franz Magnus Böhme aus Dresden zu wissenschaftlichen Forschungen genutzt, worüber sich ein Briefwechsel zwischen diesem und Spitta erhalten hat.³⁶ Die Publikation des auf der Sammlung Erk beruhenden *Deutschen Liederhorts* machte die Bibliothek als Forschungsbibliothek und die Bedeutung ihrer Bestände öffentlich sichtbar.³⁷ Als nächstes versuchte Spitta, den Nachlass Robert Schumanns anzukaufen,

32 Dass mit der Nutzung solcher auf den ersten Blick eher sekundären Wege zur Akademisierung hinter den künstlerischen Repräsentationen für Joachim auch ein Kalkül verbunden sein könnte, mag ein Blick auf die Förderung der studentischen Bestrebungen in diesem Feld durch Gründung akademischer Vereine erhärten. Auch hier nutzte die Hochschule ein Gebiet, auf dem sich jenseits der Frage der Gleichwertig oder -artigkeit der Ausbildung in Kunst und Wissenschaft akzeptierte Formen übernehmen ließen. Die Forschungen bilden einen Teil der Grundlagen für das an der UdK angesiedelte DFG-Projekt: „Die Angelegenheiten der Eleven und Eleveninnen‘ oder: Wie kommuniziert eine Institution?“ (wie Anm. 25). Der Teilaspekt „Die studentischen Vereinigungen der Königlichen akademischen Hochschule für Musik in Berlin in der Zeit des Kaiserreichs“ wurde von Franziska Stoff auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung in Dresden (17.–21. September 2013) in einem freien Referat vorgestellt.

33 Schreiben vom 24. Mai 1886, U IV 1876 ff., Archiv der UdK: 1/44 (Nachlaß Ludwig Erk), Bl. 1.

34 Siehe die Schreiben Spittas vom 13. Dezember 1886 ff., ebd., Bl. 13–14r. Es wurden noch einmal 5000 Mark für Müller, später auch für Emil Vogel, Max Ilgenstein und weitere Hilfskräfte zur Verfügung gestellt. Spitta hatte zuvor auch Max Friedländer als Mitarbeiter vorgeschlagen. Müller war Spitta bereits bekannt durch dessen Buch *Huchbalds echte und unechte Schriften über Musik*, Leipzig 1884, welches er im Erscheinungsjahr angeschafft hatte; siehe *Katalog der Sammlung Spitta* (wie Anm. 26), S. 289, sowie zu Vogels und Böhmes Veröffentlichungen in Spittas Besitz ebd., S. 351–352 und 195.

35 Vgl. ebd., Bl. 63–66r (Bericht über den L. Erk'schen Nachlass).

36 Vgl. ebd., Bl. 68–107. Eventuell handelte es sich bei dem Verfasser einer Sammlung von Volksliedern, von dem Philipp Spitta im oben bereits zitierten Brief an Joseph Joachim am 17. Februar 1872 schreibt, um Ludwig Erk oder Franz Magnus Böhme. Siehe Anhang I, S. 154–159.

37 Für Vogels Herausgeberschaften aufgrund des Nachlasses siehe u. a. *Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart*, gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftr. und mit Unterstützung der Königl. Preuß. Regierung nach Erk's handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme, Leipzig 1893–1894.

und verhandelte mit der Königlichen Bibliothek auch über die Inobhutnahme von weiteren musikalischer Handschriften aus deren Besitz, was jedoch zunächst abgelehnt wurde.³⁸

Als weitere Möglichkeit der repräsentativen Ausstrahlung fasste Spitta bald die Einrichtung einer eigenen Instrumentensammlung ins Auge, über die die Berliner Hochschule, anders als international vergleichbare Institutionen wie etwa das Brüsseler oder das Pariser Konservatorium, nicht verfügte.³⁹ Seine Bemühungen, das Kultusministerium von der Bedeutung einer solchen Sammlung für Berlin und der Hochschule als dafür geeignetsten Ort zu überzeugen, gestalteten sich allerdings zunächst ebenfalls schwierig. Spitta schrieb dazu schon im August 1884 an Joseph Joachim:

Zu einer Übersendung der venetianischen [sic] Instrumente nach Berlin behufs ihrer genaueren Prüfung, hat der Minister seine Zustimmung nicht ertheilt, da er noch nicht voraussagen könne, daß er die Mittel zum Ankauf haben werde. Er wünschte deshalb, die Instrumente möchten an Ort und Stelle von einem Sachkundigen besichtigt werden. Hier komme ich nun wieder mit der Bitte, daß Du Dich dazu entschließen möchtest. Du bist jetzt in der Nähe und könntest Dich ja darauf beschränken, die violinartigen Instrumente zu prüfen. Bitte thue es. Wir finden nicht bald eine so gute Gelegenheit wieder, den Grund zu einem Museum für Musikinstrumente zu legen. Die Kosten würden Dir sicherlich erstattet werden, entweder von hier aus oder vom Verkäufer.⁴⁰

Es ist nicht klar, was zum Scheitern dieser Bemühungen führte und wie Joachim sich zu dieser durchaus dringlich vorgebrachten Bitte stellte. Im Jahr darauf jedoch wurde nicht nur ihm, sondern vor allem auch der zögerlichen Kultur-Administration Berlins deutlich, wie groß das internationale Interesse an musikalischen Quellen und historischen Musikinstrumenten als Ausstellungsobjekten war und welches repräsentative Potential darin steckte. Möglicherweise spielten Joachims gute Kontakte nach England eine Rolle für die Anfrage, die der stellvertretende Vorsitzende des Organisationskomitees für die *Historical Music Loan Exhibition*, die man für den Sommer in der Londoner *Royal Albert Hall of Arts and Sciences* (so der in unserem Zusammenhang aufschlussreiche vollständige damalige Name dieses Ortes) plante, im März 1885 an ihn als Direktor der Berliner Königlichen Hochschule für Musik richtete. Angefragt wurde nicht nur, ob Joachim dieses Projekt unterstützen wolle (offensichtlich schätzte man seinen Namen als Unterstützer in England als hilfreich

38 Siehe hierzu im Einzelnen Schenk, *Die Hochschule für Musik zu Berlin* (wie Anm. 5), S. 238, der sich auf die Überlieferung des preußischen Finanzministeriums stützt, dort zitiert nach GehStA PK I. Rep. 151 (Finanzministerium), I C Nr. 8133 (Akademie der Künste und ihre Unterrichtsanstalten), 26. Juni 1889.

39 Vgl. für diese Sammlungen Florence Gétreau, *Aux origines du Musée de la Musique: les collections instrumentales du Conservatoire de Paris, 1793–1993*, Paris 1996, und Victor-Charles Mahillon, *Catalogue descriptif & analytique de Musée instrumental du Conservatoire Royal de musique de Bruxelles*, Brüssel 1978 (Nachdruck der Ausgabe 1893–1922, Bd. 1–5). Für den Hinweis auf diese Titel danken wir herzlich Dr. Annette Otterstedt, Staatliches Institut für Musikforschung Berlin.

40 Schreiben vom 10. August 1884, in: *Briefe von und an Joseph Joachim* (wie Anm. 7), S. 259–261.

ein), sondern auch, ob er Ausstellungsobjekte beisteuern könne, „which are no doubt in the possession of the Königl. Hochschule“.⁴¹ Auch Hinweise auf weitere Sammlungen und Sammler wurden erbeten. Diese Anfrage ist deshalb interessant, weil sich dieses Londoner Ausstellungsvorhaben, das zum Vorbild für weitere ähnliche Unternehmen in Bologna (1888) und Wien (1892) werden sollte, im Umfeld der Entwicklung jenes als „Albertopolis“ bezeichneten kultur- wie baupolitisch bedeutsamen Komplexes ansiedelte, der sich nach der Weltausstellung von 1851 auf dem Gelände in South Kensington entwickelt hatte. In diesem Zusammenhang waren 1781 nicht nur die Royal Albert Hall, sondern zunächst das später sogenannte Victoria and Albert Museum und ebenfalls 1881 das Naturhistorische Museum entstanden. Zu Beginn der 1880er-Jahre, relativ kurz vor dem in Rede stehenden Ausstellungsprojekt, eröffnete in diesem Areal – für unseren Zusammenhang besonders aufschlussreich – überdies das Royal College of Music (1883).⁴² Hier war eine Art Campus entstanden, der ganz im Sinne der eingangs referierten zeitgenössischen Interessen exemplarisch Öffentlichkeitsarbeit, Wissenschaft und Kunst verband und zu dem die Entwicklungen in Berlin durchaus Parallelen zeigten.⁴³

41 Archiv der UdK: 1/485 (Allgemeine musikalische Angelegenheiten), Bl. 112–113, vollständige Wiedergabe im Anhang I, S. 159. Dieser Vorgang wird erwähnt in: Alfred Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“, in: *Wege zur Musik*, hrsg. vom Staatlichen Institut für Musikforschung Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1984, S. 11–122, hier S. 11 und passim. Berner gibt eine genaue und kenntnisreiche Darstellung der Sammlungsgeschichte, verzichtet aber weitgehend auf genaue Quellenangaben. Siehe auch den Beitrag von Wolfgang Ruf im vorliegenden Band.

42 Siehe überblicksartig u. a.: John Physick, „Albertopolis: The Estate of the 1851 Commissioners“, in: *The Albert Memorial: The Prince Consort national memorial: its history, contexts and conservation*, hrsg. von Chris Brooks, New Haven 2000, S. 308–338. Dieser Kontext legt überdies die Vermutung nahe, dass sich hinter der Bezeichnung „Chair of Music Committee“, die der Briefautor Marquis von Hamilton in seiner Unterschrift nutzt, das Music Committee der Exhibition's Royal Commission verbergen könnte, was näheren Aufschluss über die institutionelle Verortung des Ausstellungsprojektes gäbe. Es wäre sicher lohnend, dieser Frage genauer nachzugehen. Verbindungen zum Royal College of Music jedenfalls bestanden bereits. Dieses war durch Umbenennung der National Training School of Music entstanden (zur Geschichte dieser Institution siehe: H[enry] C[ope] Colles und John Cruft, *The Royal College of Music: A Centenary Record 1883–1983*, London 1982; für diesen Hinweis danken wir Dorothea Weber, UdK Berlin, die sich im Rahmen ihres Promotionsprojektes zur britischen Sinfonik mit den institutionengeschichtlichen Kontexten in London näher befasst.) Mit dem ersten Leiter des Royal College, George Grove, der überdies auch in der Jury Commission der Ausstellung von 1885 war (siehe Archiv der UdK: 1/485, Bl. 107 [Prospekt, S. 37]), stand Joachim spätestens seit März 1865 bis zu seinem Tod in regelmäßigem und lebhaftem Briefkontakt; Grove hatte ihn anlässlich der Gründung des College gebeten, dort zu unterrichten, und ließ sich später sowohl in Personalfragen als auch bei mindestens einer Veröffentlichung von ihm beraten, der Brief-Nachlass von Joseph Joachim enthält immerhin 60 Schreiben. 1896 wurde dem Campus in Kensington nach dem Vorbild des Royal College of Music auch noch ein Ausbildungsinstitut für die Bildende Kunst hinzugefügt: Aus der National Art Training School wurde das Royal College of Art.

43 Wenn auch in etwas anderem Zuschnitt: So gab es wie bereits erwähnt zunächst Pläne zu einer Art „Kunstakropolis“ auf der Museumsinsel (siehe Anm. 19), die Museumsgründungen und schließlich auch Pläne zu einer Universitätsstadt, siehe unten Abschnitt 3.

Joachim musste die Anfrage aus England negativ beantworten, denn er verfügte noch nicht über eine Instrumentensammlung – offensichtlich hat er auch zu den ausgestellten Musik-Manuskripten und -drucken nichts beigesteuert.⁴⁴ Ob man sich in Berlin zur Verstärkung der Dringlichkeit solcher Ankäufe direkt auf diese Begebenheit bezog, ist bisher nicht zu belegen, jedenfalls aber gelang Spitta drei Jahre später, im Januar 1888, der Ankauf der Sammlung von Paul de Wit in Leipzig, womit der Grundstock für die Instrumentensammlung gelegt war. Woher das Geld für diesen Ankauf stammte, ist in den Universitätsakten nicht überliefert.⁴⁵ Wissenschaftlich wurde die Sammlung durch den Spitta-Schüler Oskar Fleischer betreut, zunächst als „comißarischer custos“ unter Spitta und Joachim, später als selbstständiger Leiter.⁴⁶ Nun war die Beteiligung an internationalen Ausstellungen möglich, und die nächste Anfrage ließ nicht lange auf sich warten. Fleischer sorgte dafür, dass man sich 1892 mit einem beträchtlichen Teil der Sammlung in Wien an der *Internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen* beteiligte, die in der Presse offensiv politisch gedeutet und zu einem Medium der internationalen Diplomatie erklärt wurde.⁴⁷ Er selbst repräsentierte in Wien allerdings nicht einfach nur die Berliner Sammlung, sondern war als ständiger Vertreter des deutschen Fachausschusses gemeinsam mit Guido Adler maßgeblich am Ausstellungskonzept beteiligt.⁴⁸ Im selben Jahr gab er außerdem einen Führer durch die Sammlung der Hochschule heraus⁴⁹ und nutzte die Gelegenheit der Wiener Ausstellung überdies nicht nur, um dort „durch seine wissenschaftlichen Vorträge über alte Instrumente [...] diese neuste Art der Musik-Forschung ganz wesentlich“ zu fördern, wie die (übri-

44 Der zu diesem Teil der Ausstellung gedruckte Katalog gibt darauf keine Hinweise und ist auch weder im Bestand der UdK noch in der Staatsbibliothek nachweisbar: *Historical Music Loan Exhibition, Albert Hall, London, June – October, 1885. A Descriptive Catalogue of Rare Manuscripts & Printed Books Chiefly Liturgical, Exhibited By Her Majesty Queen Victoria; The Universities of Cambridge, Cracow, and Oxford; The Archbishop of Mechlin; The Earl of Ashburnham, Earl Spencer, W. H. Cummings, A.*, hrsg. von W. H. James Weal, London 1886 (Digitale Ausgabe: London 2013).

45 Siehe Joachims Schreiben an Spitta vom 17. Januar [1888] zur Finanzierung des Ankaufs der Sammlung de Wit in Leipzig in: *Briefe von und an Joseph Joachim* (wie Anm. 7), S. 321 f., und das Schreiben von Spitta an Joachim vom 21. Januar 1888 über den geglückten Sammlungsankauf, ebd., S. 325 f.; außerdem Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 15. Berner vermutet, dass auch hier das Geld nicht aus dem Etat des Kultusministeriums stammte, obwohl der zuständige Dezernent, Geheimrat Max Jordan, sich sehr darum bemühte. Seiner Ansicht nach stammte es „weitgehend aus Mitteln des regierenden Herrscherhauses“.

46 Vgl. u. a. *Briefe von und an Joseph Joachim* (wie Anm. 7), S. 330–332, Schreiben vom 20. Juli [1888] und Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 18, sowie hierzu und zum Folgenden auch den Beitrag von Wolfgang Ruf zu Oskar Fleischer im vorliegenden Band.

47 Siehe hierzu beispielhaft den Bericht zur Eröffnung der Ausstellung im Morgenblatt der *Neuen Freien Presse*, 8. Mai 1892, S. 1 (<<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=nfp&datum=18920508&seite=1>>, 25.8.2014).

48 Siehe hierzu im Detail: Theophil Antonicek, *Die internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen Wien 1882*, Wien 2013 (<<http://www.dtoe.at/Texte/ausst92haupt.pdf>>, 25.8.2014).

49 Vgl. Oskar Fleischer, *Führer durch die Sammlung alter Musik-Instrumente: Königliche Hochschule für Musik zu Berlin*, Berlin 1892.

gens von Paul de Wit herausgegebene) *Zeitschrift für Instrumentenbau* berichtete,⁵⁰ sondern auch, um die Problematik solcher Großereignisse und der dahinterstehenden Interessen kritisch zu hinterfragen (nicht von ungefähr verweist Fleischer in diesem Zusammenhang auf die Ausstellungen in London und Bologna als Vorläufer der aktuellen).⁵¹

Während Spitta für die Instrumentensammlung hiermit eine eigene Leitung eingesetzt hatte, behielt er die Bibliothek unter seiner Obhut,⁵² was auch damit zusammenhängen kann, dass diese – wie man den Korrespondenzen in den Bibliotheksakten ansehen kann – auch eine Art Kommunikationsknoten der Hochschule nach Außen war, denn über die Bibliothek liefen (und laufen auch heute noch) beispielsweise die institutionellen Mitgliedschaften der Hochschule in Fachgesellschaften, z. B. der Neuen Bachgesellschaft, aber auch Kontakte zu Wissenschaftlern, Verlagen und anderen Bibliotheken verschiedener Institutionen.⁵³

50 *Zeitschrift für Instrumentenbau* 13 (1893) Heft 14 (11. Februar 1893), S. 332 (<http://daten.digitalensammlungen.de/bsb00004239/image_336>, 25.8.2014), auch zitiert in: Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 42. Berner geht in seiner Darstellung besonders auf das neuartige, sehr durchdachte Ausstellungskonzept Fleischers ein. Er nutzte für seine Darstellung vermutlich das heute im Archiv des Staatlichen Instituts für Musikforschung erhaltene Konvolut der Sammlungsakten.

51 Siehe Oskar Fleischer, *Die Bedeutung der internationalen Musik- und Theaterausstellung in Wien für Kunst und Wissenschaft der Musik* (= Universal-Bibliothek für Musikliteratur), Leipzig [1894]. Siehe hierzu auch Antonicek, *Die internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen* (wie Anm. 48), vor allem den Abschnitt „Kritik aus den eigenen Reihen: Oscar Fleischer“, S. 47 ff. Möglicherweise ist hier die Wurzel des Dissenses zu suchen, den Wolfgang Ruf für die Vorgänge um die schließlich erst 1893 erfolgte Öffnung der Sammlung für das Publikum anführt, siehe den Beitrag von Wolfgang Ruf im vorliegenden Band, sowie Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 46 f. Mitverantwortlich dürften aber auch die räumlichen Verhältnisse gewesen sein, siehe hierzu auch den folgenden Abschnitt.

52 Unterstützt wurde er hierbei von dem seit 1881 in der Verwaltung als Inspektor angestellten Carl Blankenberg: „Die königliche Hochschule für Musik besitzt zur Zeit eine Bibliothek von etwa 6000 Bänden und tausenden von Chor und Orchester-Stimmen. Ich bin verpflichtet, die neu anzuschaffenden Bücher und Musikalien zu bestellen, dies sodann in das Inventar einzutragen, einen Zettel zum Zettelkatalog anzulegen, die Bücher ggf. für den Buchbinder vorzubereiten [...]. Ich habe ferner während meiner ganzen Bureauzeit Bücher und Musikalien sowohl zum Schulgebrauch als auch für den Orchesterbedarf und für das häusliche Studien herauszugeben, die Leihzettel auszustellen und soweit als möglich die richtige Rücklieferung zu kontrollieren, beziehungsweise zur Rücklieferung anzumahnen und die Wiedereinstellung [...] in die Bibliothek vorzunehmen.“ Schreiben Blankenbergs vom 14. Oktober 1889, Archiv der UdK: 1/3042 (Die Verstärkung des Bureaupersonals). Die Beschreibung von Blankenbergs umfangreicher Tätigkeit diente Spittas Ziel, weiteres Büropersonal zugewiesen zu bekommen, was glückte. Im selben Jahr nahm der Hilfsarbeiter Friedrich Kaiser seine Tätigkeit auf. Er wurde auch mit Rücksicht auf seine bereits vorhandenen Erfahrungen mit Kunsthochschulbibliotheken und den guten Namen seines Vaters, des Historienmalers Friedrich Kaiser, zunächst befristet eingestellt und blieb. Siehe ebd., Schreiben des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten an das Direktorium der Hochschule vom 6. November 1889 ff.

53 Siehe Archiv der UdK: 1/304-329 und 1/3295, 1893–1945 (Bibliothek).

III. Neubaupläne und die institutionelle Bedeutung von Bibliothek und Instrumentensammlung

Mit Seitenblick auf den Londoner Kultur- und Wissenschafts-Campus in South Kensington wird es kaum überraschen, dass in Berlin im akademischen Bereich erneut Baupläne geschmiedet wurden – nun allerdings nicht mehr in räumlichem Zusammenhang mit den Museen. Durch die Ministerien geisterte um 1890 die visionäre Vorstellung des Kaisers von einer neuartigen allumfassenden Universitätsstadt.⁵⁴ Auch die Hochschule für Musik hatte ähnliche, wenn auch (noch) nicht so ambitionierte Pläne, die sich auf die Konzentration der musikalischen Sammlungen in der Nähe der Hochschule bezogen.⁵⁵ Noch im Jahr des Sammlungsankaufes (1888) unternahm Spitta einen Versuch, die Hochschule räumlich besser aufzustellen – und es überrascht nicht, dass er auch im Zusammenhang mit der Instrumentensammlung die Bedeutung für die akademische Lehre als Argument anführte:

Ein Umbau des ohnehin schon alten im schlechten Zustande befindlichen Seitengebäudes an Ort und Stelle ist aus voran gegebenen Gründen nicht gut thunlich, es wird sich also nur Abhülfe schaffen lassen, wenn man ein neues Gebäude für den Compositions und Theorie Unterricht in größerer Entfernung vom Hauptgebäude in dem hierzu genügend Platz bietenden Hintergarten des Grundstückes errichtet. In demselben könnten gleichzeitig Räume für die Unterbringung der angekauften alterthümlichen der Sammlung alter Instrumentensammlung geschaffen werden, denn soll die Sammlung wirklich für Schulzwecke praktische Bedeutung gewinnen, dann muß sie räumlich mit dem Institut verbunden werden.⁵⁶

Zwei Jahre später wurde auch die Bibliothek ganz konkret in die Bau-Argumentation mit aufgenommen. Spitta nutzte die Gelegenheit, um auf Joseph Joachims alten Vorschlag zurückzukommen, dass man die musikalische Abteilung der Königlichen Bibliothek in die Hochschule für Musik integrieren solle. Der Kultusminister forderte die Protagonisten der Zusammenlegung im Februar 1890 zur Ausarbeitung detaillierter Vorschläge auf:

54 Vgl. Bollé, *Vom Marstall unter den Linden* (wie Anm. 19), S. 14. Demnach hatte der Minister des königlichen Hauses von Wedel im November 1890 mitgeteilt: „Zielpunkt dieses Planes ist die Gründung einer Universität in Berlin und die Verbindung derselben mit den in Berlin vorhandenen beiden Akademien, den wissenschaftlichen Sammlungen, zu einem organischen Ganzen“. Dort zitiert nach: GStA PK, I. HA, Rep. 151, I, C, Die Akademie der Künste hierselbst und die mit ihr verbundenen Institute betreffend, Vol IV, Nr. 8134 (nicht pag.), 22. November 1890. Vgl. für eine Darstellung aus Sicht der West-Berliner Staatsbibliothek: Werner Ruddigkeit, „Bauten und Entwürfe für die Königliche und Staatsbibliothek“, in: *325 Jahre Staatsbibliothek in Berlin. Das Haus und seine Leute*, Redaktion Walter Ederer und Werner Schochow (= Ausstellungskatalog Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz 1986), Wiesbaden 1986, S. 15–35, hier besonders S. 27–29.

55 Inwieweit diese mit den Plänen des Kaisers verbunden oder von vorhergehenden Diskussionen angeregt waren, bedarf noch weiterer Erforschung.

56 Schreiben von Philipp Spitta an Kultusminister Gustav von Goßler, 20. April 1888, Archiv der UdK: 1/2654 (Neubau), Bl. 3–4.

Unter Bezugnahme auf die am 19. Dezember v. J. wegen der Abgabe von Musikalien seitens der Königlichen Bibliothek an die Hochschule für Musik stattgehabte Konferenz, an der auch Eure Hochwohlgeboren Theil genommen haben, ersuche ich Sie, mir über den Umfang und die Modalitäten dieser Abtretungen und insbesondere auch darüber zu berichten, welcher Raum zur Aufstellung und Aufbewahrung der Gegenstände und welches Personal zu ihrer Verwaltung erforderlich sein wird. Soweit nöthig, wollen Eure Hochwohlgeboren Sich gefälligst mit dem Professor Dr. Spitta bei der Vorbereitung des Berichts in Verbindung setzen.⁵⁷

Die Pläne für den Neubau wurden nun stets unter Einbeziehung der Bestände der Königlichen Bibliothek vorangetrieben.⁵⁸ Auch das Institut für Kirchenmusik sollte nach dem Willen des Ministeriums mit einbezogen werden, worüber jedoch Uneinigkeit bestand.⁵⁹ Auftragnehmer sollte die lokale Baufirma Garnn und Krantz sein. Einen sehr genauen Raumbedarfsplan mit Bibliothek und Instrumentensammlung entwarf Spitta auch mit Bezug auf Angaben des Generaldirektors der Königlichen Bibliothek im Dezember 1891:

C Bibliotheksräume. Schon im Januar 1889 ist von zuständiger Seite her die Frage erörtert worden, die Musikbibliothek \Abtheilung/ der Königlichen Bibliothek von derselben abzutrennen, und mit der Akademie der Künste im besonderen der Hochschule für Musik zu vereinigen. Der jetzige Bestand der Hochschule für Musik bedarf etwa 260 Meter Buchbrett. Das Repositorium zu 6–7 Reihen gerechnet, ergäben sich etwa 40, und wenn die zur Anbringung der Gallerie erforderliche Höhe des Raumes vorhanden ist, nur 20 Repositorien. Nach dem Urteil des Generaldirectors der Königl. Bibliothek ist erfahrungsgemäß ein Repositorien-Meter gleich einem Quadratmeter Grundfläche zu rechnen. Käme demnach auf die jetzige Hochschul-Bibliothek ein Raum von 20 qm., so würden unter Anlegung desselben Maßes und mit Berücksichtigung des regelmäßigen Bücherzuwachses, nach Ausrechnungen, die durch den Generaldirector veranlasst worden sind, unter Voraussetzung der Anlegung von Gallerien, 120 qm. erforderlich sein.

D Instrumentensammlung. Diese Sammlung ist Eigenthum der Hochschule und nur wegen derzeitigem Raummangels im zweiten Stock der alten Bauakademie am Schinkelplatze untergebracht worden. Das Zimmer, mit welchem sie sich zuerst behelfen mußte, hat rund 95 qm. Grundfläche. Später wurde noch das angränzende Zimmer von etwa gleicher Größe hinzuerworben, außerdem ist auf dem Corridor ein Glasverschlag mit Schränken und einigen Tischen zur nothdürftigen Unterbringung eingerichtet. Diese Räume sind jetzt sämtlich derart gefüllt, daß erhebliche neue Erwerbungen keinen Platz mehr finden würden. Es ergibt sich hieraus, daß der Raum von 300 qm. noch knapp bemessen ist. Nur der Umstand, daß sich zur Zeit nicht vorausbestimmen läßt, in

57 Vgl. ebd., Schreiben vom 6. Februar 1890, UI 3734 UIV, gerichtet an den Generaldirector der Königlichen Bibliothek Dr. Wilmanns und nachrichtlich an Spitta.

58 Vgl. ebd., die Schreiben vom 21. April 1890 bis 15. Oktober 1891.

59 Vgl. ebd., 26. November 1891, Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, UIV 4421 ff.

welchem Maß eine Erweiterung der Sammlung künftig noch erfolgen wird, hat mich bestimmt von einer höheren Raumforderung einstweilen abzusehen. Zu II und III wird bemerkt, daß die Sammlung dem Publicum an gewissen Tagen in der Woche zur Besichtigung und wissenschaftlichen Benutzung zugänglich ist.⁶⁰

Nach dem Abbruch der Verhandlungen mit der Firma Garnn und Krantz 1892 und dem Tod Spittas 1894 kamen die Pläne zunächst zum Erliegen. Sie wurden erst 1896 im Rahmen eines öffentlich ausgeschriebenen Wettbewerbs wieder aufgenommen, der nun auch die Hochschule für die bildenden Künste in einer Art Kunstcampus mit einbezog.⁶¹ Intern trat die Übernahme der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek gegenüber dem gewachsenen Raumbedarf der Musikinstrumentensammlung nun offenbar in den Hintergrund, was möglicherweise daran lag, dass die Bibliothek in dieser Debatte mit dem Tod Spittas ihren gewichtigen Fürsprecher verloren hatte (sie hatte zu dieser Zeit keinen eigenen Leiter und wurde noch bis 1899 von den beiden Bürobeamten Carl Blankenberg und Friedrich Kaiser betreut, die eigentlich nur für Verwaltungsaufgaben zuständig waren),⁶² während die Instrumentensammlung vermutlich auch vom akademischen Gewicht ihres Leiters Oskar Fleischer profitierte, der seit 1892 Privatdozent der Universität, ab 1895 dort außerordentlicher Professor war und gleichsam Spittas Verbindung dorthin fortsetzte. Im Protokoll einer Sitzung des Lehrerkollegiums mit Vertretern der Ministerien, bei der die Anpassung des Wettbewerbsentwurfes besprochen wurde, gab der „Conservator“ der Instrumentensammlung den neuen Raumbedarf selbstbewusst mit 800 qm an und forderte einen eigenen Eingang.⁶³ Zur Bibliothek hieß es lediglich:

Bezüglich der vorerwähnten Bibliotheksräume ist noch zu bemerken, daß, wenn die sehr wünschenswerthe Verbindung des musikalischen Theiles der Königlichen Bibliothek mit der Hochschule für Musik erreicht werden sollte, die vorgesehenen Räume nicht ausreichen dürften. Es müßte hierüber das Weitere durch Benehmen mit der General-Direktion der Kgl. Bibliothek veranlasst werden.⁶⁴

Was nicht geschah. Ohne Spittas Engagement, angesichts weiter angewachsener Bestände und wahrscheinlich nun auch durch ein eigenes Bauvorhaben der Königlichen Bibliothek war die Integration ihrer Musikabteilung in die Bibliothek der Hochschule unrealistisch

60 Ebd., Schreiben vom 27. Dezember 1891. Der Entwurf gliedert sich in: A Unterrichtszimmer, B Büroräume, C Bibliotheksräume, D Instrumentensammlung, E Wohnungen, F Säle, G Institut für Kirchenmusik, H Kellerräume.

61 Siehe die Schreiben vom 14. März 1892 bis 22. November 1892 und 6. Februar 1896 mit der neuen Aufstellung (die Bibliothek soll jetzt 150 qm haben, 3–4 Räume, die Sammlung 400 qm, 4 große Räume) und die Übersendung eines Exemplars des Preisausschreibens vom 20. Mai 1896 am 27. Mai 1896; siehe auch Bollé, *Vom Marstall unter den Linden* (wie Anm. 19), S. 15 ff.

62 Siehe auch Anm. 52.

63 Siehe Schreiben vom 15. Februar 1897, Archiv der UdK: 1/2654 (Neubau), Bl. 3r–4.

64 Ebd., Bl. 4.

geworden. Auch die Erk-Sammlung wurde 1903 (im Jahr des Baubeginns) an die Königliche Bibliothek abgegeben.⁶⁵ Der unter Berücksichtigung ihrer Bestände noch unter Spitta errechnete Raumbedarf für die Bibliothek der Hochschule wurde jedoch gleichwohl sogar leicht erweitert übernommen, womit der Übernahmeplan sich in gewisser Weise doch noch auf die Hochschule auswirkte. Auch legte Spitta posthum den Grundstock für weitere Entwicklungen in diese Richtung, indem er der Bibliothek seinen musikhistorisch durchaus bedeutenden und umfangreichen Nachlass vermachte – was durch die Bekanntheit seiner wissenschaftlichen Arbeiten durchaus von öffentlichem Gewicht war.⁶⁶

Es dauerte eine Weile, bis Joachim nach Spittas Tod die organisatorische Ansiedlung der Bibliothek geregelt hatte.⁶⁷ Offensichtlich wollte er sie weiter unter der direkten Weisungsbefugnis der Hochschulleitung wissen, hatte aber innerhalb seines Direktoriums niemanden, der Spittas Platz unmittelbar hätte einnehmen können oder sollen. Überdies war er wohl auch durch die Neubaupläne für sein Haus absorbiert, die nach dem oben genannten Wettbewerb aktuell wurden und durch das Vorhaben einer räumlichen Verbindung von Musik und Bildender Kunst auch die institutionelle Verortung betrafen.⁶⁸

In den in Folge des Wettbewerbes entstandenen Bauakten und den erhaltenen Bauplänen für den ausgeführten Bau erfährt man über die institutionelle Bedeutung der Bibliothek und der Instrumentensammlung Weiteres. In der Ausschreibung des Wettbewerbs von 1896 kann man sehen, welcher Raumbedarf vorgesehen war: Die Bibliothek erhielt nach dieser Planung drei bis vier Räume einschließlich eines Lesezimmers, ein Büro für den Bibliothekar, das

65 Dies geschah auf Veranlassung des Bibliotheksverwalters und des Professors für Musikgeschichte Carl Krebs mit Erlass vom 12. Januar 1903, Archiv der UdK: 1/44, Bl. 108–112.

66 Im Rahmen zweier DFG-Projekte zur „Erschließung von Privatbibliotheken bedeutender Lehrer der früheren Akademischen Hochschule für Musik Berlin im Spiegel ihrer Tradition“ und zur „Sammlung Spitta“ aus den Jahren 2001 bis 2005 konnte die seit dem Zweiten Weltkrieg zwischen Łódź und Berlin geteilte Sammlung Spittas rekonstruiert und die UdK-Bestände über den Katalog der Bibliothek recherchierbar gemacht werden, siehe *Katalog der Sammlung Spitta* (wie Anm. 26), sowie <<http://www.udk-berlin.de/service/universitaetsbibliothek/wir-ueber-uns/erschliessungsprojekte/>>, 25.11.2016

67 Erst im Mai 1899 wurde zunächst vorläufig mit Ernst Kirst ein Joachim direkt unterstellter „Verwalter“ bestellt und mit der Betreuung der Bibliothek beauftragt. Siehe Archiv der UdK: 1/317 (Verleihen von Büchern, Noten), Bl. 110 und 1/112 (Bibliotheksverwalter/Bibliothekar Ernst Kirst), Bl. 4–13. Kirst hatte sich offenbar auf eine ausgeschriebene Stelle beworben. Er hatte zunächst an den Universitäten von Breslau und Königsberg Theologie und Philosophie studiert und war dann nach der Promotion aus Geldmangel als Hilfsarbeiter in die Breslauer Stadtbibliothek eingetreten, wo er sich eingehend mit den dort vorhandenen Musikalien befasst hatte. Zum 1. April 1902, also etwa ein halbes Jahr vor dem Umzug der Hochschule in den Neubau in der Fasanenstraße, wurde Kirst die Verwaltung der Bibliothek definitiv übertragen. Siehe die Mitteilung in: *Jahresbericht über die mit der Königlichen Akademie verbundene Hochschule für Musik 1901/1902*, S. 4, und Archiv der UdK: 1/112, Bl. 19.

68 Zur Baugeschichte dieses Ensembles siehe: *Der Campus. Ein Architekturführer durch das Gelände der Hochschule der Künste und der Technischen Universität Berlin*, hrsg. von Michael Bollé, Berlin 1994, sowie Michael Bollé, *Vom Marstall unter den Linden* (wie Anm. 19).

zugleich Ausgaberaum sein sollte, und ein Dienerzimmer;⁶⁹ die Instrumentensammlung war ebenfalls mit drei Räumen veranschlagt, allerdings mit insgesamt etwa der doppelten Fläche der Bibliothek, sowie analog zu dieser mit einem Büro und einem Dienerzimmer, das hier auch als Garderobe für Besucher gedacht war.⁷⁰ Das Institut für Kirchenmusik sollte einen eigenen Bibliotheksraum, allerdings ohne Nebenräume, erhalten.

Im aus den 32 eingereichten Arbeiten von der Kommission preisgekrönten Entwurf von Kayser & von Großheim⁷¹ wurden die beiden Hochschulgebäude als separate, aber aufeinander bezogene Komplexe geplant. Als Bauplatz war zu diesem Zeitpunkt noch ein Gelände direkt neben dem Bahnhof Zoologischer Garten vorgesehen. Die Bibliothek fand ihren Ort im Hochparterre auf der Seite zum Konzertsaal hin, während die Instrumentensammlung ihren – bereits beim Einzug zu geringen – Platz auf der gegenüberliegenden Seite hatte, zwischen dem Mittelbau und dem gegenüber dem Konzertsaal gelegenen Theatersaal.⁷² Die Pläne für die Bibliothek zeigen die Anlage mit zwei zweistöckigen Magazinen und einem Lesesaal mit 24 Leseplätzen; der Lesesaal des Instituts für Kirchenmusik war räumlich entfernt und mit den separat liegenden Räumen des Instituts für Kirchenmusik verbunden.⁷³

In der bereits erwähnten Sitzung des Lehrerkollegiums vom 23. Februar 1897⁷⁴ wurde der preisgekrönte Entwurf einer kritischen Untersuchung unterworfen, vermutlich gingen auch von Seiten der Hochschule für die bildenden Künste Änderungswünsche ein. Insbesondere der in Aussicht genommene Bauplatz neben dem Bahnhof erregte des zu erwartenden Verkehrslärms wegen das Missfallen der Beteiligten und wurde nach Nordwesten verschoben.⁷⁵ In den letztlich ausgeführten Plänen ist (wie heute) die Fassade der damaligen Hochschule für die bildenden Künste und der Publikumseingang des repräsentativen Konzertsaaus der Hochschule für Musik zur Hardenbergstraße ausgerichtet, die der Hochschule für Musik selbst hatte ihren Haupteingang zur Fasanenstraße hin. Die Bibliothek und die Instrumentensammlung der Hochschule, in den neuen Bauplänen im oberen Erdgeschoss platziert, nahmen mehr als zwei Drittel der gesamten Nutzfläche des mittleren, zwischen den beiden Konzertsälen gelegenen Gebäudeteils ein. Die Instrumentensammlung besaß den von Oskar Fleischer gewünschten eigenen Eingang in Form eines noch heute erhaltenen Treppenaufganges.⁷⁶ Dieser führte zu einem Komplex aus insgesamt neun Räumen und

69 Archiv der UdK: 1/2654 (Bauakten).

70 In der Ausschreibung waren für die Instrumentensammlung insgesamt 300 qm, für die Bibliothek 150 qm vorgesehen.

71 Vgl. für eine ausführliche Darstellung des Wettbewerbs und der eingereichten Entwürfe Bollé, *Vom Marstall unter den Linden* (wie Anm. 19), S. 15–30.

72 Dieser Saal heißt heute „Kammersaal“ und wird für Konzerte genutzt. Das Oberlicht verweist immer noch auf seine ursprüngliche Funktion als Museum.

73 Siehe die im Archiv der UdK aufbewahrten Entwürfe (Sign. 1549).

74 Siehe Anm. 62.

75 Siehe Bollé, *Vom Marstall unter den Linden* (wie Anm. 19), S. 24 ff.

76 Die Treppe, rechts vom Haupteingang gelegen, führt heute zum Kammersaal der Fakultät Musik der UdK. Sie ist im ausgeführten Plan für das untere Erdgeschoss eigens eingetragen. Siehe Archi-

zwei Kammern, die insgesamt 583,15 qm ausmachten.⁷⁷ Sieben waren lose miteinander verbunden, nicht durch Türen abgetrennt, also vermutlich für die Ausstellung vorgesehen. An sie schlossen sich die beiden Kammern, ein Vorsteher- und ein Dienerzimmer an. Die Ausstellungsräume grenzten an den kleinen Konzert- und Theatersaal der Hochschule an, sie besaßen eine Tür zur Königlichen und Hofloge. Direkt mit der Bibliothek verbunden waren sie nicht. Deren Räume waren zum später begrünten Innenhof hin gelegen und umfassten vier miteinander verbundene Räume, das Lesezimmer, ein anschließendes Zimmer für den Bibliothekar mit Bücherausgabe und zwei folgende Magazinräume. Im um den kleinen Konzert- und Theatersaal herum gruppierten Raumkomplex war außerdem ein Raum für eine „Theater-Bibliothek“ vorgesehen, der mit dem Dirigenzimmer verbunden war. Bezieht man diesen Raum mit ein, belegte die Bibliothek eine Gesamtfläche von 227,23 qm.⁷⁸ Die Instrumentensammlung beanspruchte damit beinahe doppelt so viel Platz wie in der Wettbewerbsausschreibung vorgesehen, die Bibliothek hatte sich räumlich um etwa die Hälfte des ursprünglich vorgesehenen Raumbedarfes ausgedehnt und das trotz der gescheiterten Übernahme der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek.

Kurz nach der Beförderung des 1899 eingestellten Ernst Kirst zum Bibliotheksverwalter Anfang April 1902 findet sich in den Akten der Bibliothek ein Schreiben des zuständigen Ministers an Joachim als Direktor der Hochschule (datiert auf den 22. April 1902), in dem nun die Aufteilung der Akademiebibliothek angekündigt wird, der bis zu diesem Zeitpunkt auch die Bibliotheken der Lehranstalten für Musik und Bildende Kunst angehört hatten:

Im Einverständnis mit dem Senat der Akademie der Künste habe ich bestimmt, dass aus der Bibliothek der Akademie der Künste in Folge der Überführung derselben in den Neubau der Hochschule für bildende Künste und in Folge ihrer Unterstellung unter den Direktor der genannten Hochschule die Abtheilung für Musik ausgeschieden wird und dass diese Abtheilung auf die Bibliothek der Hochschule für Musik übergeht. Die Abtrennung hat sich auf die gesamte musikalische Abtheilung, also auch auf die für Festaufführungen erforderlichen Musikalien zu erstrecken. Ausgeschlossen sind nur die Kompositionen, welche als Pflichtarbeiten der Stipendiaten der Meyerbeer-Stiftung pp. angefertigt und mangels eines geeigneten Aufbewahrungsortes einstweilen in der Bibliothek der Akademie untergebracht worden sind.⁷⁹

Durch den Neubau und die Überweisung der Bibliothek, also eines großen Teils des Gedächtnisses der Akademie, verlagerte sich der Schwerpunkt der Akademie der Künste zu ihren Unterrichtsanstalten hin. Auch die Instrumentensammlung erhielt im Jahr des Neubaus sensationellen Zuwachs, als Oskar Fleischer nach dreijährigen Bemühungen in letzter

tekturmuseum der Technischen Universität Berlin, Sammlung von Architekturzeichnungen, Hochschule für Musik: Grundriss unteres Erdgeschoss 1:100 Inv.-Nr. 29068.

77 Siehe ebd., Grundriss Erdgeschoss, 1:100 Inv.-Nr. 29070.

78 Siehe ebd.

79 Archiv der UdK: 1/304 (Bibliothek), Bl. 183, Schreiben vom 22. April 1902, UI V 1433, vollständige Transkription im Anhang III, S. 160.

Minute mit Unterstützung des Kaisers und gegen den Willen des Finanzministeriums der Ankauf der Instrumentensammlung des Genter Anwaltes César Snoeck gelang.⁸⁰ Mit dem Neubau und dem damit geschaffenen Raum für die Sammlungen wurde ein Prozess nach außen und innen sichtbar, der mehr und mehr zu einer Verselbstständigung der Unterrichtsanstalten führte. Über die mit großem Pomp und Beteiligung studentischer Fackelzüge begangene Einweihung des Hauses vermerkt der Jahresbericht:

In Gegenwart Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten, der Spitzen der Reichs- und Staatsbehörden, Vertreter der Universitäten und Hochschulen, der Ausschüsse der Studierenden der Berliner Hochschulen und eines geladenen Publikums fand die feierliche Einweihung der Gebäude am 2. November 1902 statt.⁸¹

In neuen großzügigeren Räumen wurden Bibliothek wie Instrumentensammlung endgültig zu eigenen organisatorischen Einheiten innerhalb der Hochschule und sollten als solche in der institutionellen Außendarstellung sichtbar werden. Das spiegelt sich auch in den gedruckten Jahresberichten, wo sie für das akademische Jahr 1901/02 erstmals als eigene Abteilungen mit ihren Leitern aufgeführt werden – allerdings noch ohne weitere Bemerkungen. Ausführlichere Berichte aus diesen Abteilungen setzten im Jahresbericht 1908/09 ein, also unter Joachims kommissarischem Nachfolger Hermann Kretzschmar (seit 1904 Ordinarius für Musikwissenschaft an der Universität und seit 1907 kommissarischer Direktor des Instituts für Kirchenmusik).⁸² Diese Berichte sind außerordentlich aufschlussreich: Nicht nur erfährt man hier auch öffentlich über die Auflistung der Schenkungen, wie weit die institutionellen wie persönlichen Kontakte der Hochschule reichten (1910/11 etwa wurde eine umfangreiche Schenkung aus Kalkutta verzeichnet: die Schriften von Sourindro Mohun Tagore, darunter eine *Universal History of Music*, finden sich bis heute in der Bib-

80 Mit diesem Ankauf hatte die Sammlung zu vergleichbaren Institutionen in Brüssel oder Paris aufgeschlossen. Was europäische „Tonwerkzeuge“ betraf, war sie nun die größte. Vgl. Curt Sachs, *Sammlung alter Musikinstrumente bei der Staatlichen akademischen Hochschule für Musik zu Berlin. Beschreibender Katalog*, Berlin 1922, S. III; Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 54–56 (Berner weist auch auf den von vorn herein nicht vorhandenen Platz für den umfangreichen Neuzugang hin, der bei seinem Transport nach Berlin fünf Güterwagen gefüllt hatte), und Anonym, „Ein kaiserliches Geschenk“, in: *Organum. Monatschrift des Akademischen Vereins Organum in Berlin* 2 (1902/03), S. 19 f. (August 1902); der Autor berichtet dabei von „unserer“ Sammlung. Der Akademische Verein Organum war allerdings eine Verbindung der Studierenden des Instituts für Kirchenmusik.

81 Vgl. *Jahresbericht über die mit der Königlichen Akademie verbundene Hochschule für Musik 1902/03*, S. 3, Archiv der UdK: Nachl. Georg Hartenhauer (Plakat des Studentenausschusses), und Bollé, *Vom Marstall unter den Linden* (wie Anm. 19), S. 28 f.; Bollé verweist auf einen Bericht in der *Vossischen Zeitung* vom 3. November 1902, UdK Archiv 61/75-76 (Feier der Einweihung der neuen Gebäude der Hochschulen für die bildenden Künste und Musik, 1902–1903).

82 Während im *Jahresbericht über die mit der Königlichen Akademie verbundene Hochschule für Musik 1908/09* nur die Bibliothek erstmals unter der allgemeinen Rubrik „Statistik“ aufgeführt wird, enthält bereits der Jahresbericht 1909/10 Berichte für beide Sammlungen unter eigenen Überschriften, die in den folgenden Jahren an Umfang gewinnen.

liothek)⁸³. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges – also etwa für die Dauer von Kretzschmars Interregnum – findet man überdies eine detaillierte Statistik, die sowohl die Anschaffungen (bemerkenswerterweise während des Krieges ab 1914/15 sogar nach Sparten ausdifferenziert) wie die Entleihungen sehr weitgehend auffächert. Die Bedeutung der Bibliothek für die akademische Musikausbildung wird hier also inhaltlich wie numerisch bis ins Einzelne nach außen hin dokumentiert. Musikhistorisch besonders interessant ist daran, dass diese Berichte durch die inhaltliche Aufschlüsselung der Ausleihen geradezu eine Nutzeranalyse erlauben, die Erkenntnisse über Repertoire und Kanonbildung in der Musikausbildung der Zeit verspricht. Unterschieden wurden die Ausleihen zunächst in *Practica* und *Theorica* und es wurden gleichsam Hitlisten der am meisten verlangten Werke mitgeteilt (wobei sich die *Practica* in zwei Listen teilen: zunächst die meist-ausgeliehenen Komponisten insgesamt und dann die sogenannten „Gruppen- und Einzelentleihungen“, d. h. die Spezifizierung nach Gattungen, Werkgruppen bzw. Einzelwerken).⁸⁴

Auch die Bedeutung der Instrumentensammlung für die Lehre wurde hier dokumentiert: Nicht nur publizierte man die bereits etablierten Öffnungszeiten der Sammlung, sondern führte zunächst die neu eingerichteten spezifischen Kurse für die Studierenden der einzelnen Instrumentengruppen auf (1910/11), ein Jahr später den neu eingerichteten Pflicht-Vortragkursus für alle neu eintretenden Studierenden (Oskar Fleischer wurde nun auch unter den Lehrenden mit dem Fach Instrumentenkunde genannt), und in der Folge dokumentierte man, wie dieser Kursus mehr und mehr erweitert wurde – verbunden mit dem tatsächlichen Vorführen und selbst (unter Anleitung) Ausprobieren der Instrumente durch die Studierenden.⁸⁵

83 Die Verbindungen nach Indien lassen sich bis zu Spitta zurückverfolgen. Teil seines Nachlasses, den er der Hochschulbibliothek vermacht hatte (Sign. RC 1707) waren bereits zwei Publikationen Sourindro Mohun Tagores: *The five principal musicians of the Hindus: a brief exposition of the essential elements of Hindu music*, Calcutta 1881, und *The catalogue of works forwarded for submission to The fifth oriental congress at Berlin, 1881*, Calcutta 1881. Das Protokoll der musikalischen Sektion der Akademie der Künste vom 31. Oktober 1885 vermerkt eine zusätzliche Büchersendung des kaiserlich deutschen Konsuls in Kalkutta: „eine Publication des Babu Nohendro Sall Seal betreffend die Hindu-Musik“. Spitta wird um ein Referat gebeten. (Vgl. Preußisches Geheimes Staatsarchiv, Berlin: Rep. 76 Ve, Sekt. 17 [Kunstakademie Berlin], Nr. 6 [Protokolle des Senats], Bd. 7, Bl. 137).

84 Hier liegt erwartungsgemäß in der Regel Beethoven in beiden Rubriken vorn (in der zweiten mit Kammermusik). Bei den *Theorica* liefern sich interessanterweise immer wieder Wagners Schriften und Bellermanns Kontrapunktlehre ein Kopf-an-Kopf-Rennen um die ersten Plätze, manchmal unterbrochen durch Max Kahlbecks Brahms-Buch; 1914/15 liegt bemerkenswerterweise Berthold Litzmanns Monographie über Clara Schumann weit vorn.

85 Vgl. die Jahresberichte 1912/13, 1913/14 ff., ab 1913/14 tritt die Vortragstätigkeit Oskar Fleischers für Vereine hinzu, 1914/15 wird eine eigene Reparaturwerkstatt verbunden mit der Einstellung zweier Instrumentenbauer errichtet. Der Jahresbericht 1917/18 vermerkt, dass die Vorträge wegen der Erkrankung Fleischers ausfallen. Allerdings war die hochschulinterne Kommunikation mit dem Leiter der Sammlung wohl nicht frei von Spannungen. Berner berichtet neben Raum- und Temperaturproblemen von Schwierigkeiten, die Stellung des Leiters der Sammlung gegenüber dem Direktor der Hochschule betreffend, auch von dem Unwillen Fleischers, anderen Forschern (vor

IV. Georg Schünemanns und Leo Kestenbergs Idee einer „Universitas“
und die Expansionen der zwanziger Jahre

Bereits unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg traten personelle Veränderungen ein, die die Verbindung zur universitären Musikwissenschaft weiterführten und auch Auswirkungen auf die Sammlungen wie die Bibliothek und ihre Außendarstellung hatten: Bereits im Dezember 1919 hatte Curt Sachs den erkrankten Oskar Fleischer als Leiter der Instrumentensammlung abgelöst, die Öffnungszeiten erweitert und die durch Fleischers Gesundheitszustand zum Erliegen gekommenen Vorträge für die Studierenden wieder aufgenommen. Auch er setzte, wie zuvor schon Fleischer selbst, in der publizistischen Repräsentation der Sammlung auf eigene Publikationstätigkeit: So legte Sachs kurz nach seinem Amtsantritt mit seiner Habilitationsschrift ein umfangreiches Handbuch der Musikinstrumentenkunde vor,⁸⁶ schloss 1922 einen wegweisenden Katalog der Sammlung der Hochschule an, der Fleischers mittlerweile überholten Katalog von 1892 ablöste, und setzte die Reihe seiner Veröffentlichungen in diesem Tempo fort, womit er der Sammlung und seinen mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Erkenntnissen eine breite akademische Öffentlichkeit verschaffte, aber auch Laien ansprach.⁸⁷ 1921 wurde Sachs zum außerordentlichen Professor der Berliner Universität berufen.⁸⁸

allem Curt Sachs) die Sammlung zugänglich zu machen, siehe Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 61–71. Siehe ausführlicher zu den Vorgeschichten und Hintergründen dieser Vorgänge, vor allem auch zu dem Konflikt u. a. mit Hermann Kretzschmar und der Internationalen Musikgesellschaft den Beitrag von Wolfgang Ruf im vorliegenden Band.

86 Vgl. Curt Sachs, *Handbuch der Musikinstrumentenkunde* (= Kleine Handbücher der Musikgeschichte nach Gattungen, Bd. 12), Leipzig 1920. Zu den Hintergründen dieser Berufung, in denen durchaus auch Konkurrenzen eine Rolle spielten, siehe den Beitrag von Wolfgang Ruf im vorliegenden Band.

87 Vgl. Curt Sachs, *Sammlung alter Musikinstrumente bei der Staatlichen akademischen Hochschule für Musik zu Berlin. Beschreibender Katalog*, Berlin 1922, und u. a. ders., *Die Musikinstrumente* (= Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder/Religion und Kultur aller Völker/Wissen und Technik aller Zeiten. Abteilung: Musik), Breslau 1923.

88 Ob er dies zu der Zeit als Zeichen der Vernetzung für sich persönlich oder – in der Tradition der Hochschule – für die Institution sah, sei dahingestellt. Jedenfalls bemühte sich Sachs offensichtlich bald um eine etwas selbstständigere Stellung der Sammlung und auch um die Zuweisung größerer Räume, was zu einer räumlichen Trennung der Sammlung von der Hochschule geführt hätte. Erörtert wurde u. a. eine „Eingliederung in die Staatsmuseen“. Diese Überlegungen hatten wegen der unzureichenden Unterbringung des mittlerweile sehr großen Bestandes schon unter Fleischer eingesetzt. Georg Schünemann versuchte die weit fortgeschrittenen Planungen mit Hinweis auf die Bedeutung der Sammlung für den Instrumentenkundeunterricht der Hochschule zu beeinflussen, indem er vorschlug, einen Teilbestand innerhalb des Hochschulgebäudes zurückzubehalten. Der Umzug wurde nicht durchgeführt. Vgl. Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 80–88. Sachs selbst thematisiert in einem im Exil in Paris geschriebenen Aufsatz rückblickend den Zwiespalt, in dem sich ein Leiter einer Instrumentensammlung in Bezug auf die institutionelle Ansiedlung befinde. Vgl. Curt Sachs, *La signification, la tâche et la technique muséographique des collections d'instruments de musique* (= Publication de L'Institut International de

Im April 1920 wurde Georg Schünemann kommissarisch mit der geschäftlichen Leitung der Hochschule betraut und im August desselben Jahres als Stellvertreter des neuen Direktors, des Komponisten Franz Schreker, in das neue Direktorium der Hochschule berufen. Sofort sorgte die neue Hochschulleitung dafür, dass die Struktur der Bibliothek sich der der Instrumentensammlung formal anglich: Das Personal der Bibliothek wurde durch einen im Jahresbericht namentlich genannten Bibliotheksgehilfen ergänzt und Ernst Kirst dort nun nicht mehr „nur“ als Verwalter, sondern ausdrücklich als Bibliothekar geführt.⁸⁹ Schünemann, der neben seinem Amt an der Hochschule wie vormals Spitta ebenfalls zunächst als Privatdozent, seit 1923 als außerordentlicher Professor für Musikwissenschaft an der Berliner Universität unterrichtete, förderte – anders als Kretzschmar – die Expansion des von Spitta eingebrachten Sammlungsgedankens: Er bearbeitete gemeinsam mit Kirst die Anfragen an die Bibliothek, führte Verhandlungen mit Verlagen und bemühte sich um Schenkungen. Durch eine Stiftung Carl Stumpfs an den preußischen Fiskus gelangte außerdem 1922 der Grundstock des sogenannten „Phonogramm-Archiv“ an die Hochschule und bildete eine Brücke zur wissenschaftlichen Arbeit an der Universität.⁹⁰ Der Begriff „Archiv“ – hier in einem weiten Verständnis auf wissenschaftliche Sammlungen angewandt – tauchte nun bemerkenswerterweise immer wieder gleichsam als Qualitätsbegriff auf.⁹¹

Die beschriebenen Entwicklungen der Hochschule für Musik waren Teil eines kulturpolitisch weitgefassten Erweiterungsprozesses der Hochschule, den Georg Schünemann gemeinsam mit Leo Kestenberg verfolgte und mit dem auch der Aufbau eines Seminars für Musikerziehung, einer Schauspielschule sowie die Angliederung des Staats- und Domchores und einer Orchesterschule einhergingen.⁹² Die gestiegene Bedeutung der alten und

Coopération Intellectuelle), Paris 1934, S. 35. Für den Hinweis auf diesen Text danken wir herzlich Dr. Annette Otterstedt, Staatliches Institut für Musikforschung Berlin.

89 Vgl. den *Jahresbericht der Staatlichen Hochschule für Musik zu Charlottenburg 1920/21*, S. 3, 4 und 14. Schünemann unterstützte auch ein Gesuch des Bibliothekars Kirst vom 28. Mai 1923, den „wissenschaftlichen“ Bibliothekaren an Staatsbibliothek und Universitätsbibliothek gleichrangig eingruppiert zu werden. Siehe auch Archiv der UdK: 1/112, Bl. 78, Gesuch vom 28. Mai 1923.

90 Der *Jahresbericht 1924/25* vermerkt es ausdrücklich: „Das Archiv [...] dient auch den wissenschaftlichen Arbeiten an der Universität“, S. 10.

91 In dieser Weitung und zum Qualitätsurteil tendierenden Anwendung des Begriffs zeigt sich die Wirkung eben jenes eingangs bereits angeführten und von Dietmar Schenk für das 19. Jahrhundert hervorgehobenen „Funktionswandel[s] der Archive“. Schenk, „Aufheben, was nicht vergessen werden darf“ (wie Anm. 3), S. 91–99; zur im engeren Sinne archivwissenschaftlichen Definition des Archivbegriffs siehe auch ders., *Kleine Theorie des Archivs*, Stuttgart 2008, S. 60–64.

92 Siehe hierzu *Jahresbericht 1921/24*, S. 10 f., sowie für die enge Zusammenarbeit zwischen dem Musikreferenten im Kultusministerium und dem stellvertretenden Direktor der Hochschule für Musik: Schenk, *Die Hochschule für Musik zu Berlin* (wie Anm. 5), S. 88 f., 92 und 160–162 und Heike Elftmann, *Georg Schünemann (1884–1945). Musiker, Pädagoge, Wissenschaftler und Organisator. Eine Situationsbeschreibung des Berliner Musiklebens* (= Berliner Musikstudien, Bd. 19), Sinzig 2001, S. 64–77 (Kap. 2.2.1: „Die staatliche Hochschule für Musik als Mittelpunkt staatlicher Musikpflege“). Zur Angliederung des Staats- und Domchores siehe überdies Dietmar Schenk, „Chor ohne Kaiser. Der Staats- und Domchor in der Weimarer Republik“, in: *Berliner Jungs singen*

neuen Abteilungen spiegelte sich unter jeweils eigenen Überschriften im deutlich angewachsenen Jahresbericht der Hochschule, der mit dem Jahr 1925 auch „Literarische Beiträge“, Abhandlungen über künstlerische und wissenschaftliche Themen enthielt, verfasst von Lehrenden der Hochschule.⁹³ Im Januar 1927 fasste Kestenbergs die gemeinsamen Ziele in einem an Georg Schünemann gerichteten, grundsätzlichen und resümierenden Brief zusammen: „Uns schwebt [...] die ‚Universitas‘ vor, und dieses hohe Ziel rechtfertigt diese mitunter etwas gewaltsame Konzentration.“⁹⁴

Wie sehr Bibliothek und wissenschaftlichen Sammlungen repräsentative Funktionen zugeschrieben wurden, zeigte sich auch in dieser Zeit wieder an einem – der Wirtschaftskrise wegen nicht realisierten – ehrgeizigen Neubauvorhaben für die Hochschule, das spätestens seit Juli 1926 geplant worden war.⁹⁵ Das gesamte Bauprojekt sollte die Zentralstellung, die die Hochschule im staatlichen Musikleben der Republik ab 1919 wieder beansprucht hatte, gleichsam manifestieren. Als Ort war ein Gelände am Klausnerplatz gegenüber des Charlottenburger Schlosses vorgesehen. In den Entwürfen waren für Instrumentensammlung und Phonogramm-Archiv nebst Rundfunkversuchsstelle, Volkslied-Archiv und einem Institut für experimentelle Musikpädagogik zwei separate Pavillons vorgesehen, außerdem die Bibliothek mit Lesesaal, Bibliothekars-Zimmer, Verwaltungsbüro, einem Zimmer für die Leihinstrumente und – Zeichen des eigenen akademischen Sendungsbewusstseins – sechs Hörsäle.⁹⁶

In den Begründungen, die Curt Sachs in diesem Zusammenhang für den Raumbedarf der Instrumentensammlung vorbrachte, ist vor allem die Frage interessant, woher die Maßstäbe genommen werden. Sachs setzte nicht allein auf seine Bestandszahlen, sondern ließ sich auf eine Debatte über die Stellung seiner Sammlung in der preußischen Museumslandschaft ein:

Zukunftsgestaltung der Sammlung. Im Sinne heutiger Museumsanschauungen, im Sinne auch der besonderen Leitsätze, die der Herr Minister bei der Eröffnung des Museums f. Völkerkunde im vorigen Jahr ausgesprochen hat, muss die Sammlung, um wirklich Nutzen zu stiften, in Zukunft in eine Schau- und eine enggestellte Studiensammlung zerfallen. Die Schausammlung hat die kultur- und musikgeschichtlich-ästhetischen Gesichtspunkte zu verkörpern, die Studiensammlung die technischen.⁹⁷

– seit 550 Jahren. Von den fünf Singeknaben in der „Dhumkerke“ zum Staats- und Domchor Berlin, 1465–2005, hrsg. von Kai-Uwe Jirka und Dietmar Schenk, Beeskow 2015, S. 101–114.

93 Vgl. den Jahresbericht 1925/1927, der erstmals in einen „Literarischen Teil“ und einen „Verwaltungsbericht“ gegliedert war und die folgenden Jahresberichte.

94 Leo Kestenbergs an Georg Schünemann, 13. Januar 1927, in: Leo Kestenbergs, *Briefwechsel. Erster Teil. Briefe von und an Adolf Kestenbergs, Ferruccio Busoni, Georg Schünemann und Carl Heinrich Becker*, hrsg. von Dietmar Schenk (= Leo Kestenbergs, Gesammelte Schriften, Bd. 3.1), Freiburg 2010, S. 193–201, hier S. 194. Wir danken Dietmar Schenk für den Hinweis auf diesen Brief.

95 Siehe das Schreiben vom 24. November 1926, Archiv der UdK: 1/2656 (Neubau).

96 Siehe den tabellarischen Bedarfsentwurf für die Hochschule ebd., 24. November 1926.

97 Curt Sachs an den Stellvertretenden Direktor der Hochschule für Musik [Georg Schünemann], Archiv der UdK: 1/2656 (Neubau), Schreiben vom 20. Juni 1927.

Auf Widerspruch gegen den Raumbedarf von ministerialer Seite konterte er:

Die Forderung von 2695 m² Raum ist von mir am 20.6.27 ausführlich begründet worden. Wenn von Seiten des Ministeriums dagegen eingewendet worden ist, dass dieser Flächeninhalt grösser sei als derjenige des Kronprinzenpalais, so darf dieser Einwand als nicht stichhaltig zurückgewiesen werden, denn

1. Das Kronprinzenpalais ist nicht das einzige staatliche Gemäldemuseum, allein in Berlin unterhält der preussische Staat vier Häuser, die der Malerei gewidmet sind; das Kronprinzenpalais selbst ist nur eines von drei Häusern, die die einzige Nationalgalerie umfasst, obwohl diese nur Gemälde des letzten Jahrhunderts einschliesst. Dagegen ist die Instrumentensammlung nicht nur in Berlin sondern im ganzen Lande die einzige; als grösste und führende in der ganzen Welt nimmt sie zudem eine Stellung ein, die von derjenigen der zahllosen Gemäldegalerien grundsätzlich abweicht.

2. Der eigentlich wunde Punkt dieses Vergleiches liegt aber in der folgenden Tatsache: Eine Gemäldegalerie braucht ganz ausschliesslich Wandfläche, eine Instrumentensammlung dagegen fast ausschliesslich Bodenfläche, da ihr wesentlicher Bestandteil Klaviere, Orgeln und dergleichen sind, und die übrigen Gegenstände in Schränken untergebracht werden müssen. Allein an Tasteninstrumenten umfasst die Sammlung 260 Stück, mit einer Flächenbeanspruchung von etwa 800 m². Der Vergleich mit den Gemäldegalerien muss daher sinngemäss durch den Vergleich mit Kunstgewerbe- oder Völkerkundemuseum ersetzt werden.⁹⁸

Dieser hier so pragmatisch daherkommende Vergleich ist auch programmatisch zu lesen: Sachs rückt seine Sammlungen damit ausdrücklich aus dem Zusammenhang der (höfischen) Kunstrepräsentation in den der wissenschaftlichen Schausammlungen und damit in den Fokus jener eingangs zitierten Popularisierungsforderung: Er stellte sie so der öffentlichen Ausstellung der Kunstausübung in den Konzerten der Hochschule selbstbewusst zur Seite und manifestierte damit auch aus dieser Perspektive die akademische Verortung im Universitären.

V. Konkurrenz um die akademische Geltung. Das Institut für Kirchen- und Schulmusik und die Hochschule

Die Umsetzung der mit diesen Bauplänen verbundenen Idee einer Zusammenlegung der Bibliotheken des Instituts für Kirchen- und Schulmusik und der Hochschule für Musik gestaltete sich erwartungsgemäss schwierig und zog nach 1933 weitere Verwerfungen nach sich. Das Institut war auf seine Bibliothek sehr stolz. Ihr Grundstock, der immerhin in einem Teilnachlass Nikolaus Forkels bestanden hatte, war allerdings bereits 1846 und 1847

⁹⁸ Siehe das Schreiben von Curt Sachs an den Stellvertretenden Direktor der Hochschule für Musik (Georg Schünemann) vom 12. Dezember 1928, Archiv der UdK: 1/2656 (Neubau).

– kurz nachdem sie durch August Wilhelm Bach in einem umfangreichen Katalog dokumentiert worden war⁹⁹ – auf Weisung des Kultusministeriums um wertvolle Bestände gemindert worden, die an die Königliche Bibliothek hatten überführt werden müssen.¹⁰⁰ Die sich daraus entwickelnde Verlustangst wirkte auch jetzt noch nach. Max Schipke dokumentierte dennoch 1922 in der Festschrift anlässlich des hundertjährigen Bestehens des Instituts durch ein Inventar auch öffentlich ihren inzwischen wieder angewachsenen Reichtum und betonte die über nützliche Funktionen für die musikalische Praxis hinausreichende Bedeutung der Bibliothek programmatisch.¹⁰¹ Wenig überraschend lieferte ihm die Musikabteilung der Staatsbibliothek den Maßstab:

Ihr Ruhm ist gegenüber dem der ‚Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin‘, zu deren Ausgestaltung sie seinerzeit ihr Bestes hergeben mußte, verblasst. Und doch verdient sie es, aus ihrer Aschenbrödelstellung herausgehoben und der Musikwelt in Erinnerung gebracht zu werden. Enthält sie doch trotz der erwähnten Abgabe noch eine Menge wertvollen Materials, das nicht nur der musikalischen Praxis dient, sondern auch eine zum großen Teil unerschlossene Fundgrube für die musikhistorische Forschung bildet. Natürlich spiegelt sich in der Geschichte unserer Bibliothek die Geschichte des Instituts wider. Doch gesellen sich dazu ganz besondere, an und für sich bemerkenswerte Züge.¹⁰²

99 Siehe August Wilhelm Bach, *Katalog der in der Bibliothek des Königl. Instituts für Kirchenmusik befindlichen Werke*, handschriftlich [1845/1947?]. Ein Exemplar befindet sich im Rara-Bestand der Bibliothek der UdK, Sign. RC 0994. Siehe auch Schipke, *Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens* (wie Anm. 12), S. 46.

100 Schipke, *Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens* (wie Anm. 12), S. 46, sowie Schenk, *Die Hochschule für Musik zu Berlin* (wie Anm. 5), S. 238. Bestände aus dem Teilnachlass Forkel sind erst vor kurzem aus der Staatsbibliothek in unser Archiv zurückgekehrt. Eventuell ergab sich aus dem Bibliothekstransfer von 1847 auch eine Zusammenarbeit oder ein intensiverer Austausch zwischen Staatsbibliothek und Institut für Kirchenmusik. Schipke erwähnt den Plan, durch Dubletten den Bestand des Kirchenmusikinstituts wieder aufzufüllen. Darauf deutet ein vermutlich nachträglich vorgenommener Eintrag in August Wilhelm Bachs Katalog hin, der auf die Palestrina-Editionen Theodor de Witts und Franz Espagnes hinweist. Siehe Bach, *Katalog der in der Bibliothek des Königl. Instituts für Kirchenmusik befindlichen Werke* (wie Anm. 99), S. 296.

101 Schipke hatte zur Anfertigung des neuen Inventars eine ministerielle Aufforderung erhalten, die eventuell auch auf andere Pläne verweist: UdK-Archiv: 2/33, Bl. 27, Schreiben des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 4. März 1922, U I V 10495, worin er sich nach dem Fortgang der Arbeiten zur „Herausgabe eines Katalogs der im Institut vorhandenen wertvollen Handschriften und Erstdrucke“ erkundigt und auf einen nicht erhaltenen Bericht vom 22. Dezember 1921 verweist. Ob auch das von Sachs im gleichen Jahr veröffentlichte Inventar der Instrumentensammlung auf ein solches ministeriales Interesse zurückgeht, konnte bisher nicht genauer verfolgt werden.

102 Max Schipke, „Die Bibliothek des Akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin-Charlottenburg“, in: ders., *Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens* (wie Anm. 12), S. 45–63, hier S. 45. Zur Bedeutung der Bestände siehe auch: Christoph Wolff, „Bach-Rezeption und -Quellen aus der Frühzeit und im Umfeld des Königlichen Instituts für Kirchenmusik zu Berlin“, in: *Jahrbuch des Staatlichen Instituts für Musikforschung Preußischer Kulturbesitz* 1993, S. 79–87.

Die Probleme, die im Laufe der Verhandlungen um den Neubau auftraten, wurzelten in der aktuellen Sorge (nicht nur) um die Eigenständigkeit der Bibliothek, deren Hintergrund neben den akuten Planungen auch jahrelange Diskussionen um die Vereinigung des Instituts für Kirchen und Schulmusik und der Hochschule für Musik bildeten (die auch in den älteren Bauplänen bereits aufgeschienen waren). Gegründet 1822 innerhalb der Berliner Universität, war das Institut für Kirchenmusik 1875 zunächst in den „Verband der Lehranstalten“ der Akademie der Künste eingegliedert und vom Hauptbüro der Akademie verwaltet worden.¹⁰³ Mit der Neugestaltung der Akademiestruktur 1882 löste es sich aus diesem Verband und wurde, wie auch die Meisterschulen für musikalische Komposition, zu einer selbstständigen Lehranstalt innerhalb der Akademie. Im Mai 1892, kurz nach der Berufung Robert Radeckes zum neuen Institutsdirektor, wurde Philipp Spitta jedoch erstmals angewiesen, diese Verwaltungsaufgaben für das Institut für Kirchenmusik aufgrund der räumlichen Nähe innerhalb der Hochschule für Musik mit zu übernehmen.¹⁰⁴ In einem Schreiben an den Präsidenten der Akademie der Künste konstatierte er daraufhin:

Wenn in dem Gesuch des Direktors, Prof. Radecke, von einer Übernahme auch der „Verwaltung“ des Instituts ~~durch die Hochschule~~ gesprochen wird, so könnte ich dieses nur so verstehen, daß die Leitung der Verwaltung dem Direktor abgenommen \und der Hochschule übertragen/ werden sollte. Dies aber wird wohl seine Meinung nicht sein.¹⁰⁵

Womit er Recht behielt. Gleichwohl wurden die Verwaltungsaufgaben dem Büro der Hochschule für Musik ohne zusätzliche Remuneration und auch ohne über reine Dienstleistungen hinausgehende Befugnisse übertragen und verblieben dort.¹⁰⁶ Die Verwaltung

103 Zur Geschichte des Instituts siehe Anm. 12, sowie den *Jahresbericht über die mit der Königlichen Akademie der Künste verbundenen Lehr-Anstalten für Musik 1.10.1876–1.10.1877*, S. 2: „Von den drei musikalischen Lehr-Anstalten der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin ist die ‚Abtheilung für musikalische Composition‘ infolge allerhöchster Ordre vom März 1833 eingerichtet worden. Am 1. October 1869 trat ihr in Folge Allerhöchster Ordre vom 10. Mai desselben Jahres eine Lehr-Anstalt für ausübende Tonkunst ergänzend zur Seite, mit welcher sie seither die in zwei Abtheilungen gegliederte akademische Hochschule für Musik bildet. Als sodann im Jahre 1875 die gesamte Akademie der Künste eine durchgreifende Reorganisation erfuhr, wurde das königliche Institut für Kirchenmusik, welches seit Ostern 1822 als selbständige Lehr-Anstalt bestanden hatte, dem Verbands der akademischen Lehranstalten eingefügt.“ Nach der Reorganisation der Akademie von 1882 wurde das Institut innerhalb der Akademie wieder selbstständig, jedoch zunächst ohne eigenes Verwaltungspersonal.

104 Seit 1889 befanden sich beide Institute auf dem Grundstück Potsdamer Str. 120, jedes in einem eigenen Gebäude, die Hochschule war bereits 1883 eingezogen. Vgl. Schenk, *Die Hochschule für Musik zu Berlin* (wie Anm. 5), S. 304, und *Organum. Monatsschrift des Akademischen Vereins Organum in Berlin* 2 (Mai 1903) Heft 11, S. 2, Bericht anlässlich der Eröffnung des neuen Hauses in der Hardenbergstraße.

105 Siehe Konzept Spittas vom 18. Juni 1892 mit Abgangsvermerk vom 20. Juni 1892, Archiv der UdK: 1/2668, Bl. 3. Streichung, Unterstreichung und Einfügung im Original.

106 Siehe ebd., Schreiben des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 13. September 1892, U III B 2779 U IV und ff. Die anlässlich der Fertigstellung des

der Hochschule war zwar aufgerufen, dem Institut für Kirchenmusik die lästigen Tätigkeiten abzunehmen, ihre repräsentativen Seiten, also das Gebäude oder die Bibliothek, mochte diese allerdings nicht mit der Hochschule teilen. Die personelle Verbindung, die während Hermann Kretzschmars Interregnum nach Joachims Tod auf Direktionsebene wieder bestand, ging nicht von der Hochschule aus und änderte an dieser Situation auch nichts. Kretzschmar war bereits seit 1907 kommissarischer Direktor des Instituts für Kirchenmusik gewesen, als er 1909 auch die kommissarische Direktion der Hochschule für Musik übernahm: Seine Reformbemühungen um die Schul- und Kirchenmusikerausbildung stärkten vielmehr die Position des Instituts für Kirchen- und Schulmusik. Er bereitete damit den Weg für die unter dem Namen „Kestenberg-Reform“ bekannt gewordene umfassende Reorganisation der Musiklehrerausbildung in den zwanziger Jahren, die auch an der in diesem Zuge umbenannten Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik Platz fand und mit einer starken Vermehrung der Schüler- und Lehrerzahl einherging.¹⁰⁷ Auch war erreicht worden, dass das Attribut des Akademischen im Namen des Instituts auftauchte und das Institut sich so gleichsam in direkte Parallele zur „Staatlichen akademischen Hochschule für Musik“ stellte: Seit 1922 hieß es „Staatliches akademisches Institut für Kirchen- und Schulmusik“, bald selbstbewusst verkürzt zu „Akademie für Kirchen- und Schulmusik“.

Konkrete Folge von Kretzschmars krankheitsbedingtem Rückzug im Jubiläumsjahr für die Hochschule war, dass 1923 die bisher mit einer Halbtagskraft berechnete Verwaltungstätigkeit für das Institut für Kirchen- und Schulmusik zulasten der Hochschule auf eine Ganztagskraft erhöht werden sollte.¹⁰⁸ Georg Schünemann protestierte energisch, denn:

Hochschulgebäudes 1902 etablierte eigene Kasse der Hochschule für Musik erledigte in diesem Zusammenhang auch die Kassengeschäfte der Akademie für Kirchen- und Schulmusik mit, auch nachdem diese nach anfänglichen gemeinsamen Planungen ein eigenes Gebäude erhalten hatte. Dieser Kasse stand der zu diesem Zeitpunkt als stellvertretender Direktor fungierende Adolf Schulze vor, ein eigener Mitarbeiter war für die Kassenangelegenheiten beider Institutionen zuständig. Siehe *Jahresbericht über die mit der Königlichen Akademie der Künste verbundene Hochschule für Musik 1.10.1901–1.10.1902*.

¹⁰⁷ Vgl. Gerhard Braun, *Die Schulmusikerziehung in Preußen von den Falkschen Bestimmungen bis zur Kestenberg-Reform* (= Musikwissenschaftliche Arbeiten, Bd. 11), Kassel u. a. 1957 und Leo Kestenberg, *Gesammelte Schriften, Dokumente zur Reform des Preussischen Musikwesens. Amtliche Bestimmungen und Erlasse*, hrsg. von Wilfried Gruhn (= Leo Kestenberg, *Gesammelte Schriften*, Bd. 4), Freiburg u. a. 2013. Ein Bericht Hans Joachim Mosers vom 11. Februar 1931 gibt u. a. die Schülerzahlen an: 1920: 8 Lehrende, 30 Vollstudierende, 12 Hospitanten; 1925 Sommer: 77 Vollstudierende, 24 Hospitanten, Winter: 84 Vollstudierende, 9 Hospitanten; 1929: 39 Lehrende, Sommer: 145 Vollstudierende, 24 Hospitanten, Winter: 155 Vollstudierende, 30 Hospitanten; siehe: Archiv der UdK: 2/33, Bl. 243–246.

¹⁰⁸ Vgl. Archiv der UdK: 1/2668, Bl. 15, Erlass des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 8. Juli 1922, U IV 1148.1. U III, U III C, U III A, U II, G I, G II und Bl. 17, Schreiben desselben vom 31. August 1923, U IV 11658 II. Mit ersterem Erlass verlieh der Minister dem früheren „Institut für Kirchenmusik“ den Namen „Institut für Kirchen- und Schulmusik“.

Dadurch verliert die Hochschule eine wichtige Kraft im Büro, die durch die übrigen Bürokräfte nicht ersetzt werden kann, da alle Beamten und Angestellten überlastet sind. Durch die Angliederung des Domchores, die Uebernahme des Phonogrammarchivs, den Ausbau der Orchesterschule, die Neueinrichtung von Kursen für Obermusiklehrer, durch Verstärkung der Vortragsabende und Aufführungen usw. ist eine so starke Vergrößerung des Geschäftsbetriebes eingetreten, dass die Hochschule unmöglich eine Bürokraft, die bisher an den Vormittagen tätig war, frei geben kann.¹⁰⁹

In den anschließenden Verhandlungen wurde ein ausführliches Konzept der Zusammenarbeit in Lehre und Verwaltung erarbeitet, welches im Februar 1924 in einem ministeriellen Erlass seinen Niederschlag fand. Schünemann wurde neben seiner Tätigkeit an der Hochschule nun auch zum Stellvertretenden Direktor und geschäftsführenden Leiter des Instituts für Kirchen- und Schulmusik ernannt. Bezüglich der Bibliothek beschloss das Ministerium, dass die „Bücherei der Akademie [für Kirchen- und Schulmusik] mit der der Hochschule vereinigt und von letzterer verwaltet wird [...]. In dem Akademiegebäude in der Hardenbergstraße und in den Unterrichtsräumen im Schlosse zu Charlottenburg sind nur die unbedingt notwendigen Handbücher zu belassen, deren Beaufsichtigung einem Lehrer als Dienstobliegenheit zu übertragen ist.“¹¹⁰ Die Regelung trat sofort in Kraft. Ob sie in Bezug auf die Bibliothek umgesetzt wurde, ist jedoch nicht belegt. Nachweisen lässt sich nur ein Vorschlag Schünemanns wenige Wochen später: „Alles was nicht zur Handbibliothek der Akademie für Kirchen- und Schulmusik gehört, wird von der Hochschule für Musik verwaltet und als besondere Abteilung unter der Bezeichnung ‚Akademie für Kirchen- und Schulmusik‘ aufgestellt.“¹¹¹

Schwierigkeiten im gemeinschaftlichen Wirtschaften ergaben sich rasch, da Kestenbergs einerseits seine Vorstellungen zum Ausbau der musikpädagogischen Ausbildung weiterverfolgte, das Ministerium aber gleichzeitig Einsparungen forderte.¹¹² Eventuell kam es aufgrund dieses Sparzwangs zu Unstimmigkeiten zwischen Schünemann und Carl Thiel, seit 1922 Direktor des Instituts, denn damit verbunden war die Idee der jedenfalls räumlichen Integration des Instituts in die Hochschule. Ein erster Bauentwurf vom November 1926, der parallel sowohl für die Hochschule für Musik als auch für die Akademie für Kirchen- und Schulmusik geschrieben wurde, sah diese Einsparmöglichkeit vor; das zunächst für die Akademie geplante eigenständige Gebäude war ebenso gestrichen worden wie Zimmer für eine Bibliothek und eine eigene Instrumentensammlung.¹¹³

109 Ebd., Bl. 19, Schreiben vom 8. September 1923.

110 Ebd., Bl. 23, Schreiben des Preussischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 28. Februar 1924, U IV 10992.

111 Ebd., Bl. 20, Konzept vom 22. März 1924 mit Absendervermerk vom 24. März 1924. Siehe auch UdK-Archiv: 2/33, Bl. 89 (Vorgang in der Überlieferung des Instituts für Kirchenmusik).

112 Siehe ebd., Bl. 24–35 (März 1924–Juni 1926).

113 Siehe den tabellarischen Bedarfsentwurf für das Institut für Kirchen- und Schulmusik ebd., vom 24. November 1926 bzw. 8. Juli 1926 und besonders die im Erläuterungsschreiben vom 24. November 1926 gemachten Bemerkungen: „Bei Berücksichtigung eines Zusammenlegens der

Einschneidend wirkte sich in dieser schwierigen Phase die Berufung von Hans Joachim Moser durch Leo Kestenbergs zum neuen Direktor der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in der Nachfolge von Carl Thiel aus. Moser, zuvor in Heidelberg tätig, trat sein Amt offiziell am 20. Oktober 1927 an, war aber vermutlich bereits ab Anfang September tätig.¹¹⁴ Erste Verhandlungen hatten bereits im Frühjahr stattgefunden, also wenige Monate nachdem Leo Kestenbergs gegenüber Schünemann noch von der allumfassenden „Universitas“ geschwärmt hatte, in die er die Akademie für Kirchen und Schulmusik trotz aller Schwierigkeiten als „selbständige Facultät“ zu integrieren gedächte.¹¹⁵ Im August wurde Schünemann seines Amtes als stellvertretender Direktor der Akademie für Kirchen- und Schulmusik enthoben.¹¹⁶ Selbst zur Feier des Abschiedes von Carl Thiel und der Amtseinführung Mosers erhielt er trotz Protest keine offizielle Einladung des Ministeriums, was auf Konflikte hindeutet.¹¹⁷ Damit war die zumindest zeitweilige Entscheidung für ein selbstständiges Institut gefallen, welches nun auch einen eigenen Verwaltungsapparat entwickelte.¹¹⁸ Mit der Berufung Mosers unter diesen Bedingungen hatte Kestenbergs Schünemann entweder hintergangen oder war aus politischen Rücksichten gezwungen gewesen, den gemeinsamen Gedanken einer von der Hochschule für Musik aus konzipierten „Universitas“ zu beschränken.¹¹⁹

Teil der Verhandlungen Kestenbergs mit Moser war offenbar die Zusicherung gewesen, dem Institut für Kirchen- und Schulmusik ein eigenes, neues Gebäude zu errichten, das

Akademie für Kirchen- und Schulmusik mit der Staatlichen Akademischen Hochschule für Musik ergibt sich durch Ausfall der gemeinsamen Interessen dienenden Säle eine Ersparnis von 730 000 690 000 RM.“ Darauf, dass die Baupläne Thiels möglicherweise etwas zu ambitioniert waren, weist die dort ebenfalls vermerkte Gegenüberstellung der bisher genutzten (699 qm) mit der beantragten (8046 qm) Raumfläche hin, die demnach „mit dem Zuwachs an Studierenden noch [...] in eine engere Beziehung zu bringen“ war.

114 Vgl. Kestenbergs, *Briefwechsel* (wie Anm. 94), S. 209–214, hier S. 214, Brief an Schünemann vom 6. September 1927: „auch Moser scheint sich sehr gut und überraschend schnell in sein Aufgabengebiet hineinzufinden, er war für diesen Platz doch der Richtige.“ Vgl. außerdem den Jahresbericht der Hochschule für den Zeitraum 1932/33, S. 77, wonach Thiel „Ende September“ abschied, und 2/33, Bl. 160, das Schreiben Kestenbergs vom 11. Oktober 1927 an Moser, worin er ihn bereits als Direktor anspricht.

115 Ebd., S. 193–201, hier S. 196. Der Plan dieser Angliederung wurde von Seiten des Instituts jedoch abgelehnt.

116 Siehe Archiv der UdK: 2/33, Bl. 150 und 1/2668, Bl. 46, Schreiben des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung U IV 21672, vom 27. August 1927.

117 Ebd., Bl. 48, Konzept Schünemanns an Carl Thiel mit Absendervermerk vom 24. Oktober 1927.

118 *Jahrbuch der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik*, Jg. 1 (1927/28) – 5 (1931/32) und auch die Geschäftsverteilungspläne, Archiv der UdK: 2/33 (Organisation und Verwaltung). Die „Arbeitsgemeinschaft“ zwischen beiden Instituten wurde nur noch im Bezug auf zu erteilende Unterrichtsstunden beibehalten, ebd., 2/27, Protokoll vom 8. Januar 1932.

119 Bald bereute er diese Entscheidung. Moser stand politisch zu rechts, unterzeichnete das Volksbegehren gegen den Young-Plan und zog sich damit den Zorn des preußischen Kultusministers Becker zu. Vgl. Schenk, *Die Hochschule für Musik zu Berlin* (wie Anm. 5), S. 91.

den neuen Anforderungen gewachsen wäre.¹²⁰ Dank Mosers Bemühungen wurden die Vorbereitungen für dieses Bauvorhaben rasch aufgrund der vorhandenen Pläne in Angriff genommen, und in diesem Zusammenhang wurde Ende September 1927 auch ein weiteres „Programm des Neubaus der Hochschule für Kirchenmusik und Musik“ (wohl aus der Feder Hans-Joachim Mosers) vorgelegt, welches auch die Möglichkeiten von gemeinsam zu nutzenden Gebäudeteilen auslotete. Ausdrücklich bemerkt der Autor:

Bezüglich der Bibliotheksräume ist eine Vereinigung zwischen den beiden Instituten nicht anhängig, da die Akademie für Kirchen- und Schulmusik eine Präsenzbibliothek mit besonderen Beständen nötig hat, die den ganzen Tag über geöffnet zur Verfügung stehen muss. Sie hat hier die Aufgabe zu erfüllen, gewissermaßen ein besonderes Bildungskasino für die Lehrer- und Schülerschaft darzustellen. Daher sind hierfür einige konzentrisch angeordnete Lese- und Arbeitsräume noch erforderlich, die mit 320 qm berechnet sind, sodass zusammen für Punkt 7 des Bauprogramms = 640 qm benötigt werden.¹²¹

Das Institut für Kirchenmusik machte damit qualitative Gründe geltend, die weniger die Bestände selbst, als die Art der Nutzung in Konkurrenz zur Hochschule für Musik brachte: Indem es seine Bibliothek als „Bildungskasino“ gleichsam zum geistigen und gesellschaftlichen Lebensmittelpunkt des Instituts erklärte, bezweifelte es implizit, dass eine gemeinsame Bibliothek diesem (akademischen) Anspruch gerecht werden würde.

Mosers Machtinteressen jedenfalls sollten für die weitere Entwicklung des institutionellen Gefüges von richtungsweisender Bedeutung sein. Sogleich rüstete er die Außendarstellung des Instituts auf: Er begann nicht nur, analog zur Hochschule eigene Jahresberichte herauszugeben (was es bisher nicht gegeben hatte), sondern er brachte diese in Form eines Jahrbuchs als Verlagspublikationen bei Bärenreiter in Kassel heraus. Sie enthielten (ähnliche Bemühungen in den Hochschul-Jahresberichten offensichtlich aufgreifend) programmatische, akademisch profilierte Selbstdarstellungen, die dem Institut einen eigenständigen Identifikationspunkt lieferten, indem sie dem eigentlichen Verwaltungsbericht wissenschaftliche Aufsätze voranstellten. Außerdem berichteten sie über die Bestände der Bibliothek, wissenschaftliche Veröffentlichungen von Lehrern und Schülern, erfolgreiche Promotionen von Schülern und sonstige Erfolgsmeldungen.¹²² Die Herausgabe dieser Jahrbücher übertrug Moser dem Privatdozenten Hermann Halbig, der mit ihm aus Heidelberg nach Berlin gekommen, zum Professor ernannt worden war und auch die

¹²⁰ Vgl. Archiv der UdK: 2/621, dreifache Ausfertigung einer undatierten Denkschrift, welche die schwierige Raumsituation beschreibt, eingehftet hinter dem 9. Januar 1930 und vor dem 14. November 1933. In der Akte finden sich überdies diverse ähnliche Schriften, Zeitungsartikel, außerdem Schreiben Mosers an zahlreiche Musikwissenschaftler, Journalisten, Politiker und Kirchenmusiker, um den Neubau voranzutreiben bzw. den Baustopp zu verhindern.

¹²¹ Schreiben vom 29. September 1927, Archiv der UdK: 1/2656 (Neubau).

¹²² *Jahrbuch der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik* (wie Anm. 118).

Bibliothek des Instituts betreute.¹²³ Bezeichnenderweise wurden sie nur während Mosers Amtszeit herausgegeben. Schönemann konterte, indem er gemeinsam mit dem Direktor der Hochschule, Franz Schreker, eine Schriftenreihe gründete, deren einziger Band 1929 bei Schrekers Verlag Universal Edition erschien.¹²⁴ Natürlich legte Moser nach und gründete auch für das Institut für Kirchen- und Schulmusik eine eigene Publikationsreihe, nun bei Breitkopf & Härtel in Leipzig – allerdings erschien auch hier offenbar nur ein Band.¹²⁵

In dieser Konkurrenz bemühte sich Moser darum, die Nähe des Instituts zur Universität und zur wissenschaftlichen Forschung auszubauen. Bereits mit seiner Einstellung war er Honorarprofessor an der Universität geworden und legte großen Wert auf die Möglichkeit Doktoranden anzunehmen, was allerdings seitens der Universität auf wenig Gegenliebe stieß.¹²⁶ Durch die Einführung des wissenschaftlichen Beifaches im Rahmen der Studienratsausbildung wurde der Besuch der Universität ab 1928 für die Studierenden des Lehramtes jedoch auch strukturell Teil des Studienverlaufs.¹²⁷ Als Ende 1932 die Pläne einer Zusammenlegung der Hochschule für Musik mit dem Institut für Kirchen- und Schulmusik aus finanziellen Gründen wieder aufgenommen werden sollten, wehrte sich Moser in einer im Selbstverlag gedruckten Denkschrift dagegen und fasste die Gründe zusammen, die aus seiner Sicht dafür sprachen, das Institut – wenn es denn schon irgendwo angegliedert werden sollte – der Universität anzugliedern und nicht der Hochschule für Musik. Seiner Meinung nach seien sowohl die Lehrziele, als auch die wissenschaftliche Befähigung der Studierenden zu weit voneinander entfernt – die Studierenden der Hochschule sah er eindeutig als akademisch unterlegen an.¹²⁸ Moser bezog sich in seiner Darstellung auf die Institute für

123 Moser bezeichnet ihn in einer Erinnerung selbst als „Bibliothekar“. Hans Joachim Moser, „Selbstbericht des Forschers und Schriftstellers“, in: *Festgabe für Hans Joachim Moser zum 65. Geburtstag*, hrsg. von einem Freundeskreis, Kassel 1954, S. 111–157, hier S. 136.

124 Hugo Becker und Dago Rynar, *Mechanik und Ästhetik des Violoncellspiels* (= Veröffentlichungen der Staatlichen Akademischen Hochschule für Musik in Berlin-Charlottenburg), Wien u. a. 1929.

125 Hans Joachim Moser, *Die mehrstimmige Vertonung des Evangeliums* (= Veröffentlichungen der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik Berlin), Leipzig 1932.

126 In seinen Erinnerungen berichtet Moser von Scherings Befürchtungen, er wolle das Promotionsrecht für die Akademie für Kirchen- und Schulmusik erwerben. Siehe Moser, „Selbstbericht des Forschers und Schriftstellers“ (wie Anm. 123), S. 139. Nachweislich weigerte sich die Universität die auf dem Hörschein der Akademie studierten Fachsemester für eine musikwissenschaftliche Promotion generell anzuerkennen, weswegen Moser versuchte Abkommen mit den Universitäten in Halle und Magdeburg zu schließen, siehe hierzu auch die Schreiben vom 20. Oktober 1930–19. Dezember 1930, UdK-Archiv: 2/27.

127 Siehe Hans Joachim Moser, „Die neue Vorschrift des wissenschaftlichen Faches“, in: *Die Musikerziehung*, 5 (1928), S. 306–309, Abdruck des Erlasses des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 27. August 1928 UIV 12072 UII, ebd., S. 285–286.

128 Siehe Hans Joachim Moser, *Denkschrift des Direktors der Staatl. Akademie für Kirchen- u. Schulmusik über deren selbständigen Fortbestand oder Angliederung an die Universität Berlin*, UdK-Archiv, 2/27 (Akademieangelegenheiten, Generalia), undatiert, zwischen 27. Januar 1932 und 19. Juli 1933. Vermutlich handelt es sich um die in der Festschrift für Moser erwähnte und prob auf 1932

Kirchen- und Schulmusik in Königsberg und Breslau, die den jeweiligen Universitäten bereits seit ihrer durch Carl Friedrich Zelter veranlassten Gründung angehörten und mit denen die Berliner Akademie für Kirchen- und Schulmusik im Rahmen der Ausbildung der Schulmusiker eng zusammenarbeitete. Vermutlich spiegelt sich in diesen Vorschlägen auch Mosers Wunsch, letztlich als Professor der Universität anzugehören.¹²⁹ Er hielt seinen Standpunkt, trotz der umgehend erfolgten Aufforderung, seine Denkschrift zu überarbeiten, auch nach der „Machtergreifung“ aufrecht.¹³⁰ Im März 1933 initiierte Moser in einem Vorschlag an den Senat der Musiksektion der Akademie der Künste die Verlegung des Fürstlichen Instituts für Musikforschung in Bückeburg nach Berlin und seine Angliederung an das Institut für Kirchen- und Schulmusik. Er verfolgte damit weitergehende Pläne. Dass der Leiter der Bückeburger Einrichtung, Max Seiffert, dieses Amt ohnehin von Berlin aus versah und gleichzeitig auch an Mosers Institut angestellt war, kam diesen Plänen entgegen und wurde auch sofort als Argument für die Zusammenlegung angeführt. Überdies konnte Moser freiwerdende Räume im Gebäude der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in der Hardenbergstraße anbieten¹³¹ und verwies darauf, dass sich dort auch schon das Archiv der Musikorganisationen und das Volksliedarchiv befinde und man das Ganze zu einem „Komplex als ‚Forschungsinstitut für deutsche Musik‘“ zusammenschließen könnte.¹³²

Wenige Monate später – Georg Schünemann war als Direktor der Hochschule für Musik bereits beurlaubt – schrieb Moser an den neu eingesetzten Direktor Fritz Stein, welcher zuvor in Kiel Ordinarius der Universität und Generalmusikdirektor gewesen war, auch im Bezug auf die Instrumentensammlung und versuchte, die dort durch Entlassung freiwerdende Stelle für einen seiner Schützlinge zu reklamieren:

Weiter sprachen wir ja neulich von der Nachfolge von Kurt [sic] Sachs als Direktor der Instrumentensammlung. Ich habe der Frage noch einmal nachgedacht und komme immer wieder darauf, dass unser Prof. Hermann Halbig eigentlich dafür der einzige geeignete Mann sei. [...] Ich glaube, daß die Tätigkeit bei der Instrumentensammlung für ihn gerade das Richtige wäre und lege Ihnen zum Beleg einige Separata und selbständige

datierte Denkschrift. Siehe *Festgabe für Hans Joachim Moser zum 65. Geburtstag* (wie Anm. 123), S. 86. Zur Zusammenarbeit der Institute vgl. den Beitrag von Franziska Stoff im vorliegenden Band.

129 Diese Bemühungen münden schließlich in Mosers Bewerbung auf die Nachfolge Scherings am 4. April 1941, Archiv der Humboldt Universität: Personalakte Schering, Signatur: Kurator, S. Nr. 55, Bl. 52.

130 Siehe Archiv der UdK: 1/27, Schreiben Mosers vom 19. Juli 1933.

131 Diese Räume wären durch die Schließung der Musikabteilung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht freigeworden, siehe zu dieser Einrichtung auch: *10 Jahre Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht 1915–1925*, Berlin [1925]; die Musikabteilung wurde tatsächlich im April 1935 der inzwischen umbenannten „Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik“ übergeben. Vgl. Günther Böhme, *Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht und seine Leiter. Zur Pädagogik zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, Karlsruhe 1971, S. 204.

132 Schreiben vom 17. März 1933, Archiv der UdK: 2/25 (Akten betr. Pr. Akademie der Künste), siehe auch die vollständige Wiedergabe des Briefes im Anhang IV, S. 160.

Veröffentlichungen von ihm selbst bei, die sich teils mit Blasinstrumenten teils mit alten Klavieren beschäftigten und seine Zuständigkeit erhärten.¹³³

Mit Halbig wollte Moser also wieder einen bereits an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik tätigen Vertrauensmann an die Spitze einer Einrichtung setzen, durch die er seinen Einfluss in den akademischen Strukturen zu stärken hoffte. Als Nachschrift weist Moser Stein ausdrücklich in diesem Schreiben darauf hin, dass das Ministerium wieder stark die Angliederung der Akademie für Kirchen- und Schulmusik an die Hochschule für Musik erwäge, was ihn beunruhige. Die beiden Schreiben Mosers deuten an, wie er versuchte, das Vakuum, das die Entlassungen und Abwicklungen dieser Zeit entstehen ließen, für sich zu nutzen und seinen eigenen Einflussbereich zu vergrößern, indem er Ansprüche auf in diesem Zusammenhang disponibel erscheinende Institute und Sammlungen anmeldete. Allerdings gelangen seine Pläne nur zum Teil. Anstelle des von Moser vorgeschlagenen Hermann Halbig übernahm der abgesetzte Direktor Georg Schünemann die Leitung der Musikinstrumentensammlung, verschaffte ihr mit einer Reihe von Konzerten auf alten Instrumenten eine neue Art von Öffentlichkeit und bemühte sich im Verein mit Stein um eine räumliche Erweiterung.¹³⁴ Vermutlich mit angestoßen durch Mosers Vorschlag wurde jedoch tatsächlich das Bückeburger Institut nach Berlin verlegt bzw. das Staatliche Institut für deutsche Musikforschung in Berlin gegründet und diesem gegen den erbitterten Widerstand von Fritz Stein und Georg Schünemann 1935/36 auch die Instrumentensammlung einverleibt. Die Sammlung geriet dabei zur Verhandlungsmasse im Streit zwischen Propagandaministerium und Erziehungsministerium um die Musikhochschulen.¹³⁵ Das Phonogramm-Archiv

133 Schreiben vom 18. Juli 1933, Archiv der UdK: 1/2669.

134 Siehe ebd., 1/192 (Nebenakte Schünemann), darin zahlreiche Programme der Konzerte; Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 112 ff., sowie den Bericht Schünemanns an Stein, den Berner offenbar nicht kennt und in dem Schünemann seine Aufarbeitung der Sammlung, die Instandsetzung der Instrumente für die Konzerte und die katastrophale Raumsituation beschreibt. Schünemann kommt darin auf die alten Baupläne zurück, worin ihn Stein gegenüber dem Kultusministerium unterstützt. Schreiben vom 19. Juni 1934 und 12. Juli 1934, Archiv der UdK: 1/2656 (Neubau). Wie Prieberg berichtet, hatte Stein zuvor gemeinsam mit Furtwängler versucht, die Entlassung von Sachs abzuwenden. Vgl. Fred K. Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker 1933–1945*, CD-ROM, Kiel 2009, S. 7266, dort nachgewiesen mit: „Nachl. Furtwängler, Schreiben vom 16.7.1933.“ Der Nachlass befindet sich inzwischen in der Berliner Staatsbibliothek. Schünemann ließ sich bei seinen Konzerten offenbar nicht von konservatorischen Bedenken leiten. Ob eine heute aktuelle Debatte um den Zwiespalt zwischen der Erhaltung und der Bespielung der Instrumente bereits eine Rolle spielte, ist nicht überliefert.

135 Siehe Berner, „Die alte Musikinstrumenten-Sammlung in Berlin“ (wie Anm. 41), S. 114 ff., sowie Hans-Peter Reinecke, „Vom Fürst Adolf-Institut zum Staatlichen Institut für Musikforschung“, in: *Wege zur Musik* (wie Anm. 41), Berlin 1984, S. 123–164, hier S. 130–133, und für die Problematik der Konkurrenz zwischen den Ministerien: Franziska Stoff, „Zwischen den Stühlen – zum Angliederungsprozesse der Deutschen Akademie für Musik und darstellende Kunst in Prag an die Deutsche Karls-Universität 1938–1945“, in: *Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis* 53 (2013), Bd. 2, Prag 2015, S. 81–153. Schünemann wurde im Februar 1935 zum kommissarischen Leiter der Musikabteilung der Staatsbibliothek, die Leitung der Musikinstru-

war zuvor bereits in die Generalverwaltung der Staatlichen Museen übergegangen.¹³⁶ Georg Schünemann übernahm nach dem missglückten Versuch, die Sammlung für die Hochschule zu retten, die Leitung der Musikabteilung der Staatsbibliothek.¹³⁷ Hans Joachim Moser selbst jedoch profitierte letztlich nicht, sondern wurde von seinem Direktorenposten freigestellt – allerdings nicht, wie von ihm selbst nach 1945 berichtet, aus politischen Gründen,¹³⁸ sondern wegen der Vorteile, die er denjenigen Studentinnen verschafft hatte, die intime Beziehungen mit ihm unterhalten hatten, was er tatsächlich selbst in seinem Bewerbungsschreiben um die Schering-Nachfolge im April 1941 als Grund angab.¹³⁹

Nach Mosers Beurlaubung wurde zunächst Fritz Stein im Rahmen einer weiteren Zusammenlegungswelle von Hochschule und Institut für Kirchen und Schulmusik als kommissarischer Direktor eingesetzt,¹⁴⁰ dieser Plan aber nach kurzer Zeit wieder aufgegeben und Eugen Bieder zum neuen Direktor des Mitte der 1930er-Jahre in „Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik“ umbenannten Instituts eingesetzt. Zwischen Stein und dem Stellvertreter Bieders, Hans Martens, entwickelte sich während Bieders kriegsbedingter Abwesenheit eine ausgeprägte Konkurrenz, die jedoch weniger mit der nunmehr von allen Sammlungen noch übrig gebliebenen Bibliothek als mit den Mitgliedern der jeweiligen Hochschulchöre zu tun hatte, da Stein die Studierenden des Instituts für repräsentative Aufführungen mit heranziehen wollte.

mentensammlung übernahm Alfons Kreichgauer. Sie hatte ab April 1935 selbstständigen Status, wurde aber erst Ende Juli 1936 in die Räume in der Klosterstraße 36 gebracht. Die Sammlung wurde zu einem Zeitpunkt von der Musikhochschule abgetrennt, als ihre Unterstellung unter das Propagandaministerium wahrscheinlich schien, ein Plan, der später nicht durchgeführt wurde. Da die Sammlungen dem Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung belassen werden sollten, war die Abtrennung aus Sicht des Ministeriums eine notwendige Maßnahme, um sie dem eigenen Einflussbereich zu sichern.

136 Vgl. Staatliche akademische Hochschule für Musik, *Jahresbericht*, 1933/34, S. 74.

137 Vgl. hierfür die ausführliche Darstellung von Heike Elftmann, die auf die fachlichen Bedenken eingeht, die aus Sicht der Bibliothek seiner Einstellung entgegenstanden, und auch die Probleme behandelt, die sich aus seiner ständigen Beanspruchung für Aufgaben ergaben: Elftmann, *Georg Schünemann (1884–1945)* (wie Anm. 92), S. 187–246.

138 Moser, „Selbstbericht des Forschers und Schriftstellers“ (wie Anm. 123), S. 142.

139 Siehe das Bewerbungsschreiben im Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin: Personalakte Schering, Kurator, S. Nr. 55, Bl. 52. Dass Moser dies in einer solchen Bewerbung so offen anspricht, ist zumindest auffällig, und man kann sich fragen, ob er hierin einfach ein Kavaliersdelikt sieht oder ob sich hinter dieser Anschuldigung noch mehr verbirgt und Moser sie seinerseits als Deckbegründung verwendet – bisher lassen die Quellen dazu keine Schlüsse zu. Zum Entzug der Lehrbefugnis im Rahmen von Mosers Honorarprofessur an der Universität siehe auch: Michael Grüttner und Sven Kinas, „Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945“, in: *Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte* 55 (2007), S. 123–186, hier S. 158 und Anm. 134; dort wird auf eine weitere Quelle verwiesen, die belegt, dass auch hier nicht politische Gründe genannt worden waren: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, I Rep. 76 VA. Sekt. 2 Tit. IV Nr. 68 F, Teil 2, Bl. 1061–1069 u. Bl. 1179–1181.

140 Vgl. Archiv der UdK: 2/33, Bl. 360, Schreiben vom 26. Oktober 1933, und auch den erneuten Bauantrag Steins, in dem er die Zusammenlegungspläne schildert, ebd., 1/2656 (Neubau), ausführliches Schreiben Steins vom 3. November 1933.

Die von Moser für die Akademie für Kirchen- und Schulmusik angestrebte Vereinigung mit der Universität nach dem Vorbild von Königsberg und Breslau erfüllte sich in gewisser Weise in den letzten Kriegsmonaten im Rahmen eines deutschlandweit geltenden Erlasses des Reichserziehungsministeriums vom Januar 1945, der alle verbliebenen Musikhochschulen den Philosophischen Fakultäten der nächstgelegenen Universitäten angliederte. Für Berlin ernannte der Reichserziehungsminister Fritz Stein zum Ausbildungsleiter.¹⁴¹ Ihm war damit sowohl die Hochschule für Musik als auch die Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik unterstellt. Mit dieser faktischen Vereinigung beider Institutionen unter einer Leitung kam auch wieder die Frage nach der Zusammenlegung der beiden Bibliotheken ins Spiel. Martens schrieb in einem Bericht an den abwesenden Bieder:

Herr Rühlmann¹⁴² ist mit der organisatorischen Arbeit von Herrn Stein beauftragt und bemüht sich, in unsere inneren Angelegenheiten hineinzureden. Er war der Meinung, daß die Bibliothek mit derjenigen der Hochschule für Musik vereinigt werden solle und wünschte auch Überlassung von unseren Bürokräften. Ich stehe auf dem Standpunkt, dass aus dem Erlass keinerlei Befugnisse dieser Art herzuleiten sind und habe mir vorbehalten, Ihre Entscheidung einzuholen.¹⁴³

Eine Antwort ist nicht erhalten. Fritz Stein wurde im März 1945 zusätzlich noch die kommissarische Leitung des Staatlichen Instituts für Musikforschung übertragen, womit er nun auch die in Berlin verbliebenen, nicht evakuierten Reste des Musikinstrumentenmuseums offiziell zu betreuen hatte – und alle Einrichtungen eigentlich (wie von Schünemann vorgesehen) wieder in einer Hand waren. Doch nun überrollten die Kriegereignisse das Geschehen endgültig. Eine von Stein zum zehnjährigen Jubiläum des Instituts für Musikforschung in seiner neuen Eigenschaft vorbereitete Rede hielt er nicht mehr.¹⁴⁴

Epilog: „Geschichtsbedarf“. Die Hochschule der Künste bekommt ein Archiv

Als die Berliner Hochschule der Künste im Jahr 2001 in „Universität der Künste Berlin“ (UdK) umbenannt wurde, haben nicht wenige (und aus unterschiedlichsten Gründen) diesen Namenswechsel beargwöhnt und wollten die Welt der Kunsthochschulen nicht ohne weiteres mit der der Universitäten identifizieren. Die historische Rückschau aber zeigt, dass diese Namensgebung nicht einfach nur den hochschulrechtlichen Status der

141 Archiv der UdK: 2/530, Erlass des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 9. Januar 1945, V3 3185/44, RV, WJ (a).

142 Franz Rühlmann war Stellvertreter Steins gewesen.

143 Ebd., 2/530, Schreiben vom 19. Januar 1945.

144 Vgl. Hans-Peter Reinecke, „Vom Fürst Adolf-Institut zum Staatlichen Institut für Musikforschung“ (wie Anm. 135), S. 130 f., sowie das entsprechende Schreiben des Reichserziehungsministeriums, Ministerialdirektor Miederer an Fritz Stein, 12. März 1945, in: Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker* (wie Anm. 134), S. 7277.

Universität der Künste Berlin vor dem Hintergrund des ausdifferenzierten Hochschulsystems der nun wiedervereinigten Bundesrepublik benennt, sondern auch (selbst wenn es vielleicht nicht allen Verantwortlichen bewusst war) das für die Hochschule für Musik bereits von Joseph Joachim entworfene Konzept einer „musikalischen Universität“ erneut im Namen explizit macht. Man ging damit einen Weg weiter, den bereits die Hochschule der Künste bei ihrer Gründung 1975 als ausdrücklich „künstlerische und wissenschaftliche Hochschule“¹⁴⁵ programmatisch aufgegriffen, für ihre Neuausrichtung „nach 68“ auch mit einer historischen Dimension versehen und weiterentwickelt hatte.¹⁴⁶ Dass man zu Beginn der 1980er-Jahre Joachims von den Nazis entfernte Büste im Treppenaufgang des Gebäudes Fasanenstraße wieder aufstellte und seitdem jeder, der das Haus betritt, an ihr vorbeigeht, bekommt in dem hier skizzierten Zusammenhang eine besondere Bedeutung. Man besann sich auf die Geschichte der Institution – zunächst im Kontext der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit – und entwickelte (wenn auch vermutlich noch ohne die historischen Wurzeln dieser Haltung zu kennen) gleichzeitig auch im wissenschaftlichen Bereich institutionelles Selbstbewusstsein: In der ersten Hälfte der 1980er-Jahre brachte der damalige Fachbereich 8 das Promotionsrecht in den Fächern Musikwissenschaft und Musikpädagogik an der Fakultät Musik in Gang.¹⁴⁷

Fast folgerichtig erscheint vor dem Hintergrund des historischen Zusammenhangs, dass im Sommer 1989 die Bibliotheken, Sammlungen und Archive des Hauses wieder in den Blick rückten und nun, kurz vor der Wende, der damalige Präsident Ulrich Roloff-Momin gemeinsam mit der Bibliotheksleiterin Barbara Tiemann einen umfangreichen Antrag formulierte, der die Personalausstattung der zur HdK-Bibliothek zusammengelegten Teilbibliotheken zwölf Jahre nach deren Gründung den Erfordernissen der neuen Institution anpassen sollte. Das bedeutete nicht einfach nur personelle Erweiterung, sondern ging einher mit einer grundlegenden Reflexion über die „Rolle einer Bibliothek bei Hochschulneugründungen“. Roloff-Momin holte historisch weit aus bis zur Gründung der Göttinger Universität und Akademie der Wissenschaften. In der Begründung der Funktion der Bibliothek im „Entwicklungsprozeß von Studium und Lehre an der HdK“ wurde auf niemand Geringeren als Humboldt verweisen.¹⁴⁸ Damit setzt der Antrag den grundsätzlichen

145 So heißt es ausdrücklich in der Gründungsurkunde, die auch auf der aktuellen Homepage der UdK zitiert wird: <<http://www.udk-berlin.de/iniversiteat/die-geschichte-der-universitaet-der-kuenste-berlin/hdk-und-udk-berlin/>>, 25.II.2016.

146 Hier gab es durchaus Nachholbedarf. Einen Eindruck vom Zustand der Hochschule in der Nachkriegszeit gibt Susanne Fontaine, „Umgeben vom roten Meer. Remigration in Westberlin“, in: *Zwischen individueller Biographie und Institution. Zu den Bedingungen beruflicher Rückkehr von Musikern aus dem Exil*, hrsg. von Matthias Pasdzierny und Dörte Schmidt (= forum musikwissenschaft, Bd. 9), Schliengen 2013, S. 144–193.

147 Auf diesen Zusammenhang hat uns Susanne Fontaine, UdK Berlin, aufmerksam gemacht, die den Fortgang dieses Textes mit vielen Hinweisen begleitet hat, wofür wir ihr herzlich danken.

148 Vorlage K – zur Beschlussfassung – für die 47. Sitzung des Kuratoriums der Hochschule der Künste Berlin am 11. Juli 1989, S. 3 f., Archiv der Bibliothek der UdK; für die Überlassung dieser Quelle danken wir sehr herzlich Andrea Zeyns, UdK Berlin.

universitären Anspruch, der mit diesen Planungen erhoben wird. Die vor diesem Hintergrund programmatisch aufgerufene Verbindung von Geschichtsbewusstsein und institutioneller Identität führte zu einigen, jeweils mit Hinweisen auf die bibliothekarische Fachdiskussion in der Sekundärliteratur unterfütterten, Besonderheiten in diesem Antrag: An allererster Stelle steht hier die Gründung eines Hochschularchivs der UdK,¹⁴⁹ das die institutionellen Akten erschließen und der allgemeinen Forschung zugänglich machen sollte. Darauf folgt das Wiederbeleben der Instrumentensammlung mit Verweis auf die Vorgänger,¹⁵⁰ die Wiederaufnahme der für wissenschaftliche Bibliotheken traditionell üblichen Erwerbung von Beständen durch Tausch und Geschenk,¹⁵¹ die auch früher bereits als eine Form der Vernetzung gesehen und in den Jahresberichten sogar eigens aufgeführt worden war, und schließlich die Separierung des Rara-Bestandes – und damit die Sichtbarmachung der historischen Schätze der Bibliothek (Vorbild lieferte auch in diesem Antrag – wieder einmal – die Staatsbibliothek).¹⁵²

Bemerkenswert ist die herausgehobene Stellung der Gründung eines veritablen institutionellen Archivs, das (schon auf der Ebene der Erschließungsprinzipien) nicht als weitere Sammlung in die Bibliothek integriert werden sollte, sondern im strengen Sinne archivalisch konzipiert wurde.¹⁵³ Im Anhang zu dem zitierten Antrag findet sich als Anlage eine Aufstellung des Verwaltungsakten-Bestandes der HdK mit den damaligen Aufbewahrungsorten, so dass die Provenienzen, jedenfalls soweit sie zu diesem Zeitpunkt sichtbar waren, bei der Überführung von Registraturgut in Archivgut gewahrt werden konnten.¹⁵⁴ Aufschlussreich ist vor allem im Fall des Archivs die Begründung:

Das Archiv hat die Aufgabe, alles Wissenswerte über die Vorgängerinstitutionen und den weiteren Entwicklungsverlauf der HdK zu sammeln, aufzuarbeiten und für die Benutzung zur Verfügung zu stellen. Seit den 70er Jahren ist ein wachsendes Interesse an der Geschichte, insbesondere der Kulturgeschichte, zu registrieren. Die Kenntnis der vergangenen Gegenwart als gegenwärtige Vergangenheit hat sich unter anderem für die Identitätsfindung von Institutionen und Gruppen als unentbehrlich erwiesen. Für die noch junge, heterogene HdK ist der „Geschichtsbedarf“ besonders gravierend. [...] Die HdK

149 Ebd., S. 14 f.

150 Ebd., S. 15 f.

151 Ebd., S. 18 f.

152 Ebd., S. 20 f.

153 Hierzu Schenk, *Kleine Theorie des Archivs* (wie Anm. 91), passim.

154 Vorlage K, Anlage 6 (Stand Juni 1982), 9 S. Dietmar Schenk berichtet von dem Eindruck, den eine solche Altregistratur der ehemaligen Hochschule für Musik machte, bevor sie in das neugegründete Archiv überführt wurde, in: ders., *Kleine Theorie des Archivs* (wie Anm. 91), S. 56 f., sowie seine Darstellung des schließlich erfolgten Archivaufbaus im Kap. VIII „Ein Bericht aus der Werkstatt“, ebd., S. 89–99; dort berichtet er auch von den finanziellen Schwierigkeiten, die dieses ambitionierte Projekt sehr bald wieder substanziell in Frage zu stellen drohten, ebd., S. 95 f. – wäre das geschehen, wäre eines der bestüberlieferten Institutionenarchive im Bereich der akademischen Musik-Ausbildung in Gefahr geraten, das es in Deutschland gibt.

hat der Notwendigkeit der Aufbereitung historischer Überlieferung bereits Rechnung getragen und hierzu ein Forschungsprojekt „Geschichte der HdK-Vorgängereinrichtungen 1930–1945“ eingerichtet.¹⁵⁵

Es ging hier um nichts Geringeres als ein institutionelles Gedächtnis, und es entzündet sich ausdrücklich an der Aufarbeitung der NS-Geschichte. Die Einrichtung einer festen Archivsstelle wurde als Folgerung hieraus verstanden. Damit ist nun auch noch ein letzter Teil des Joachim'schen Vermächtnisses in die institutionelle Struktur eingegangen: Hatte er doch von Beginn an eine veritable Amtsregistratur führen lassen in preußischer Fadenheftung und mit einem klaren, die Institution in ihrer Struktur spiegelnden Aktenplan (und das ist an Kunsthochschulen in dieser Zeit eine Besonderheit). Und das genau in der Zeit, in der – wie uns Dietmar Schenk mit Recht jüngst in Erinnerung gerufen hat – die Geschichtswissenschaft mit Leopold Ranke die „Geschichtsschreibung aus dem Archiv“ entdeckt hat.¹⁵⁶ Joachim konnte also damit rechnen, dass die Musikhistoriographie irgendwann auf diese Bestände zugreifen, sein Projekt historisch rekonstruieren und für die aktuelle Identitätsstiftung ins Feld führen würde – auch im Blick auf eine grundlegende Reflexion über die Funktion der Bibliotheken, Sammlungen und Archive für die Akademisierung im Bereich der Musik.

155 Ebd., S. 14. Es entstand zunächst im Rahmen eines von der Hochschule selbst finanzierten Forschungsprojektes an der HdK der Band von Christine Fischer-Defoy, *Kunst Macht Politik. Die Nazifizierung der Kunst- und Musikhochschulen in Berlin*, Berlin 1988, Reprint 1996; für die Auskunft über die Finanzierung dieses Projektes danken wir Dietmar Schenk. Die institutionellen Quellen wurden auch fruchtbar in dem von Albrecht Dümling und Peter Girth herausgegebenen Band *Entartete Musik. Zur Düsseldorfer Ausstellung von 1938. Eine kommentierte Rekonstruktion* (= Ausstellungskatalog Tonhalle Düsseldorf 1988), Düsseldorf 1988; siehe hierzu etwa den Text von Fischer-Defoy über die „Auseinandersetzungen mit der Neuen Musik an der Berliner Hochschule für Musik“ in diesem Band, S. 148–155, der Abbildungen von Archivalien aus der HdK enthält. Diese Ausstellung wurde auch im Rahmen der Berliner Festwochen 1988 in der Akademie der Künste gezeigt (Berlin war in diesem Jahr Europäische Kulturhauptstadt).

156 Schenk, „Aufheben, was nicht vergessen werden darf“ (wie Anm. 3), S. 91–99.

Anhang¹⁵⁷

I. Zwei Schreiben Friedrich Chrysanders an Joseph Joachim 1871–1872

Brief-Nachlass Joseph Joachim, Staatliches Institut für Musikforschung Preußischer Kulturbesitz: SM 12/1957-1302, Kasten 9, Briefe von Chrysander

1. Friedrich Chrysander an Joseph Joachim, 12. Dezember 1871, Doc. orig. Friedrich Chrysander 32

An Herrn Professor Joachim,

Joseph Müller ist eingezogenen Erkundigungen zufolge, am 30. Mai 1839 zu Ehrenbreitstein geboren und besuchte das Gymnasium zu Coblenz, welches er 1861 mit dem Zeugnisse der Reife verließ, um sich in Bonn philosophischen und historischen Studien zu widmen. Loebell, Jahn, Springer, Ritschl und Simrock wurden hier seine Lehrer, Ritschl nahm ihnunter die Amanuensis¹⁵⁸ der Bibliothek auf und sagte ihm die bibliothekarische Thätigkeit so sehr zu, daß er den Entschluß faßte, das bibliothekarische Fach zu seinem Beruf zu machen. In Folge trauriger Familienverhältnisse war er genöthigt eine Hofchronistenstelle bei Graf Nostiz in Böhmen anzunehmen und trat denn in Prag als Volontär bei der dortigen Universitätsbibliothek ein. Eine bestimmte Aussicht zur Erfüllung seiner Wünsche eröffnete sich ihm, als der Oberbibliothekar der Königsberger Universitäts-Bibliothek Prof. Hopff, der ihn ~~unt~~ in Bonn kennen gelernt hatte, ihn dorthin berief (Ende 1867) und ihm die dritte Custosstelle interimistisch, mit der [/] festen Zusicherung baldiger Fixierung, übertrug. Es zeigte sich aber bald, daß Prof. Hopff mehr versprochen hatte, als er durchzusetzen vermochte; die übrigen Bibliotheksbeamten als geborene Königsberger hatten ganz andere Interessen, besonders war es der erste Kustos (der im vor. Jahre verst. Dr. Hoffmann), welcher aus höherer Bekanntschaft mit dem geh. Rath Olshausen aus Berlin auf diesen bestimmend und die Schritte des Oberbibliothekars hemmend einwirkte. So verlor er im Herbst 69 diese Stelle wieder, benutzte aber die letzten Monate seines dortigen Aufenthaltes zur Katalogisierung der großen, bisher ungeordnet daliegenden Gotthold'schen musikalischen Bibliothek, welche der Universitätsbibliothek als Vermächtnis anheimgefallen war. Diese Arbeit machte er für sich selbst und ließ sie dann auch auf seine Kosten drucken, natürlich mit großen Opfern und pekuniären Verlusten, aber in der Hoffnung, dadurch einen seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis [/] zu erlangen.

Als von diesem Buche die erste Lieferung erschien, war der Autor mir ganz unbekannt. Ich war angenehm überrascht, in diesem Buche den ersten wirklich wissenschaftlichen Musikkatalog zu finden und erkundigte mich genauer nach dem Autor und den Königsberger Verhältnissen. Es sind dort arge Menschlichkeiten passiert. Mit Prof. Hopff habe ich selber correspondiert und ihn als einen characterschwachen Mann kennen gelernt, der Müller das allerglänzenste Zeugnis ausstellte, aber aus Furcht vor dem ersten Custos und seinem geheimen Einflusse in Berlin, nicht den Muth besaß, seine Pflicht zu thun. So hatte Müller auch, als ich ihn zuerst

157 Die eingefügten diakritischen Zeichen haben folgende Bedeutung: [/] = Seitenwechsel, /Wort/ = Einfügung von links, \Wort\ = Einfügung von Rechts, \Wort/ Einfügung von oben, ??? = unleserliche Streichung.

158 Lat., eigentlich: Amanuenses.

sprach, die Hoffnung aufgegeben, in seinem Vaterland Preußen eine Anstellung zu finden und sollte dieses dennoch geschehen, so würde damit auch ein ihm widerfahrenes Unrecht gutgemacht werden. Ich persönlich freue mich dieser Wendung, denn er kommt dadurch meiner Ansicht nach nicht nur in eine seinen vielfältigen Fähigkeiten und Thätig-[/]keitsbereichen weit entsprechendere Wirksamkeit, als bei einer Universitätsbibliothek der Fall gewesen wäre, sondern es wird dadurch auch der Musikwissenschaft eine wirkliche, anderweitig augenblicklich nicht zu ersetzende Kraft erhalten.

Seiner Leistungsfähigkeit nach, gehört er zu denen, welche sich zu überarbeiten pflegen, so daß man ihn nicht antreiben, sondern zurückhalten und zur Schonung ermahnen muß. Nach meiner festen Überzeugung paßt er in die dortige Stellung so genau, wie in eine Schublade. Vieles muß dort freilich von ihm, wie von allen Uebrigen noch erlernt oder eingeübt werden, weil es sich um eine neue Organisation handelt. Aber nachdem ein so hervorragender Fachmann wie Hr. v. Keudell der Sache seine Mitwirkung zugesichert hat, werden Sie alle das, was zu erlernen ist auf dem leichtesten & sichersten Wege lernen.

2. Friedrich Chrysander an Joseph Joachim, Bergedorf 17. [und vermutlich 18.] Februar 1872, Doc. orig. Friedrich Chrysander 33

Bergedorf v/H. 17/2. 72.

Verehrter Freund.

Sie haben sehr günstiges Wetter gehabt für Ihre nordische Reise, soviel ich aus den Zeitungen erfahren konnte, und sind nun wohl wieder zurück gekehrt. Müller's Angelegenheit mußte ich nach Ihrem letzten Briefe, den Sie unmittelbar vor der Abreise schrieben, als völlig erledigt ansehen, um so mehr, da inzwischen auch die bisherige formelle Schwierigkeit beseitigt und der Etat bewilligt ist.

Gestern erhielt ich aber von W. Nachricht von einem Schreiben des Hn. Geh. R. von Kaudtke, nach welchem eine neue Combination berathen wird, nämlich einem Espagne das Secretariat zu übertragen, um so gelegentlich leichter zur Vereinigung der k. musikal. Bibliothek mit der Hochschule zu gelangen. Müller theilt mir auch mit, was er Hrn. v. Kaudtke auf jenes Schreiben erwiedert hat, und weil sich dies wesentlich auf mündliche Äußerungen [/] von mir bezieht, so will ich zunächst nicht unterlassen zu bemerken, daß dieselben von ihm richtig wiedergegeben sind. Auch Ihnen gegenüber habe ich den Gegenstand zur Sprache gebracht/, obwohl nicht so eingehend, weil bei unseren kurzen Besprechungen Anderes dringlicher war; ich erinnere nur, daß Sie es als eine sehr wünschenswerthe Sache bezeichneten, doch zugleich bezweifelten, es werde sich schon in naher Zeit machen lassen. Müller gegenüber habe ich aber ein Langes und Breites darüber geredet und es geradezu als die unerläßliche Vorbedingung bezeichnet, wenn [ich] in Deutschland die Musikwissenschaft jemals den übrigen Zweigen der Kunstwissenschaft ebenbürtig werden und denen, die sich ihr treu widmen, etwas anderes eintragen solle, als Täuschungen hinsichtlich der zu erreichenden Ziele und Entbehungen hinsichtlich der Lebensbedürfnisse. Ist es doch eine reine Thorheit, wenn unsereins sich musikwissenschaftlicher Thätigkeit ergibt! Das Beste, was man erfasst und darstellt, will ein Verleger nicht einmal umsonst haben, sondern auch die Druckkosten erstattet sehen. Seit Jahren [/]

rathe ich niemandem mehr zu, diese Wissenschaft zum Lebensberuf zu wählen, ja es jammern mich die jungen Leute, welche das bereits gethan haben, wegen ihrer Zukunft. Vor 6 Monaten noch schrieb ein von den Infallibilisten abgesetzter kathol. Kaplan an mich und erbat meinen Rath, um namentlich das Gebiet des altkathol. Kirchengesanges wissenschaftlich zu bearbeiten. Ueber diesen Gegenstand existieren in Europa mindestens noch 1000 wichtige, nie untersuchte Handschriften, aus dem 8^{ten} (vielleicht gar 6^{ten}) bis 16^{ten} Jahrhundert, die ohne Zweifel auch für Dichtung und Kultur der abendländischen Völker noch unerwartete Resultate ergeben würden, so daß sich kaum etwas denken ließe, was wichtiger und interessanter sein könnte. Aber ich habe dem Manne nicht einmal geantwortet, um nicht aufs neue Jemand zu er-muthigen in einer Sache, die doch hoffnungslos ist, und wiederum die Verpflichtung auf mich zu laden, zu empfehlen, zu helfen, wo doch nicht zu helfen ist. Seit Monaten habe ich ein Manuscript im Hause, eine große umfassende Sammlung deutscher Volkslieder, Melodien vom ältesten Mittelalter bis in's [/] 17. Jahrhundert, aus den besten Quellen mit unendlichem Fleiße ausgegraben, eine Sammlung wie man sie immer wünschte aber bisher noch nicht beseßen, die fast zu sämtlichen der ältesten Volkslieder die Melodien bietet – und der arme Verfasser ist mit seinem Manuscript (welches beiläufig 10 Zoll dick ist) seit Jahren von einem Verleger zum andern gewandert! Und nun soll ich Armseliger rathen, wie man es drücken möge! Die übrigen Nationen haben ihren Volksliedschatz in bester Ordnung gesammelt, die Dänen z.B haben in Berggreen's Sammlung von 10 Bänden nicht nur ihre Lieder, sondern die aller Nationen am vollständigsten beisammen – wir aber, die sich so hoch brüsten, lassen die überreichen Schätze trotz allen Geredes über das „deutsche Lied“ verkommen und achten derer nicht, die ihr Leben dran setzen sie beizusammen zu bringen. Das alles kommt zunächst daher, daß wir für diese Thätigkeit kein Centrum haben, ich meine nicht zunächst das äußerliche Centrum einer einzigen Stadt, sondern vielmehr das lebendige Centrum einer Bildungsstätte, welche auch den [/]

2./ den musikwissenschaftlichen Bestrebungen erst den natürlichen Boden, Verständnis, Ge-deihen und Wirkung bereiten würde. Einen solchen Sammelpunkt kann nur die wahre Musik-schule bilden; sie bedürfen derselben, wie die Medizin der Klinik und die lebendige Kunst \ wiederum/ kann sich nur regenerieren an der Hand der Wissenschaft, so daß der Dienst wie der Nutzen durchaus ein gegenseitiger ist.

Die Wissenschaften haben ihr Centrum in den Akademien der Wissenschaften und es ist ein schlagender Beweis von der Stellung, welche die Musikwissenschaft einnimmt, daß ihr der Ein-tritt in diesen Kreis durchweg verweigert wird. Jede \unserer/ Akademien der Wissenschaften hat unsichtbar an die Thür geschlagen: „Gesindel, welches sich mit weiter nichts als mit Musik-wissenschaft befaßt, komme nicht über diese Schwelle!“ Alles gehört da hinein, nur wir nicht. In der Berliner Akademie der W. haben Sie ein angesehenes Mitglied, dessen Specialität die Fledermäuse sind. Ich sage nichts dagegen, daß es so ist; hat doch die Untersuchung des Lan-zettfischchens neuerdings ein großes unerwartetes Resultat für die Morphologie ergeben, war-um sollte es auch nicht auch die Fledermaus thun? Ich beklage nur, daß man uns nicht wenigstens den Fledermäusen gleich achtet, Es geschieht nur deshalb nicht, weil dieser Theil der Wissenschaft des Haltes, des lebendigen sichtbaren Zusammenhanges mit der Kunst entbehrt und daher selber verachtet ist.

Ein noch größerer Beweis von der Geringschätzung und dem niedrigen Zustande der Mu-sikwissenschaft liegt aber in der Thatsache, daß eben diejenige Person, welche bei der Com-

binierung der musikal. Bibliothek mit der Hochschule zunächst ins Auge gefasst wurde, der Custus der größten musikal. Bibliothek der Welt werden konnte. Dieser Espagne wird an Unwissenheit von keinem seiner Fachgenossen übertroffen, ja nicht einmal erreicht, denn selbst ein Dörffel in Leipzig steht höher. Wer Prof. Dehn noch gekannt hat und nun diesen gräulichen Zustand in der dort. Bibliothek sehen muß, der mag vor Schmerz garnicht mehr hinein gehen. Dehn war dem Oberbibl. Pertz allerdings ein Dorn im Auge, seiner Selbständigkeit wegen, und als er plötzlich starb, nahm er diesen Ignoranten auf Monatsgage und -Kündigung, der sich ihm völlig zum Sklaven ergab. So wurde die herrliche Bibliothek [/] mit Landkarten vollgestopft! und die Wasserröhren platzten hier und zerstörten einen Theil der Schätze, weil sie bei der Ueberladung der Räume nie gesäubert oder nachgesehen werden konnten. u.s.w. Von Studien in der Bibl. war keine Rede mehr, es war geradezu untersagt! und all das unter der Fügsamkeit dieses Knechtes.

Ihn wenigstens hätte der Minister des Innern ??? nicht als Beispiel anführen können, als er neulich sagte, ein königl. pr. Beamter sei nicht zu bestechen, denn seine Redlichkeit ist so groß wie seine Wissenschaft. Als einzelne Fälle, die mir in der Ferne nur zufällig bekannt geworden sind und die sich gewiß sehr vermehren lassen, führe ich nur folgende vier Fälle an, wo er Gelder verpraßt hat mit den Schätzen der k. Bibliothek oder sich hat bestechen lassen.

[hier muß ich schließen, um dieses noch mit dem Nachtzuge zu befördern. Ich schreibe es eilig und unter den aufregendsten Verhältnissen. Die Krankheit meiner Frau, welche schon seit Ostern andauert, ist in ein Stadium getreten, so daß plötzlich alle Hoffnung schwindet. Sein Sie daher nachsichtig, wenn dies nicht ganz ruhig geschrieben sein sollte! – der Rest morgen.

Ihr Fr. Chr. [/]

3./

Also vier Fälle wollte ich namhaft machen.

Er ist bestochen

I. von Rieter-Biedermann. Dies ist eigentlich keine Bestechung, sondern eine Erpressung oder Prellerei zu nennen. Rieter hat, wie Sie wissen, Schuberts große Messe in Esdur gedruckt. Das Original besitzt die k. Bibliothek. Auf seine Bitte, ihm eine Abschrift zu erlauben, die in solchen Fällen immer und natürlich unentgeltlich bewilligt wird, schreibt Espagne ihm, die Bibliothek gestatte ihm die Abschrift, aber er behalte sich die Correctur vor gegen die Zahlung von 60 Thalern. Rieter zahlt jene Summe, die Correctur wird ihm aber nicht gemacht; da der \treffliche Mann/ seine Hauptverlagswerke, wie Ihnen wohl bekannt ist, selber zu corrigieren pflegt, bemerkt er es sofort und reist nach Berlin um in der Bibliothek unter Espagnes Augen die Correctur zu machen, was dieser auch ganz gemüthlich geschehen läßt! Wenn Sie also auf dem Titel der Rieterschen Ausgabe die Worte erblicken „Die Partitur ist von Hrn. Fr. Espagne mit dem in der k. Bibliothek zu Berlin vorhandenen [/] Autograph sorgfältig verglichen“ – so haben Sie in Obigem den Schlüssel zum Verständniß derselben. Eine solche Erpressung war um so schamloser, weil Rieter die Ausgabe in der edelmüthigen Absicht unternahm, den sich ergebenden Gewinn mit Schuberts armen Verwandten zu theilen!

2. von Breitkopf & Härtel, sowohl in ihrer Eigenschaft als Kassierer der Bachgesellschaft wie auch als Verleger der Werke Beethovens. Der Thatsächliche ist in diesem Falle schwer herauszubringen; aber bringen Sie gegen Dr. Härtel einmal das Gespräch auf den Berliner Custos, so werden Sie Ausdrücke gänzlicher Verachtung zu hören bekommen, aus denen sich schließen läßt,

wie sehr und wie gemein sie gepreßt sein müssen. Die Äußerungen wiegen um so schwerer, da Dr. Härtel sonst ein so feiner, rücksichtsvoller Mann ist. Selbst ein Band von Bach's Werken sind sie genöthigt gewesen von ihm edieren zu lassen und wie haben sie es hier gemacht? Um ??? ??? dieses [/] nur nicht der Welt bekannt zu machen, faßten sie den Beschluß, den Band ohne Vermerk zu publiciren, was eigentlich absurd war; aber es erklärt sich aus der Scham, den Namen Espagne unter das Vorwort zu setzen. Es wurde zur Befriedigung beider Theile mit Geld beglichen.

3. von Dr. Gehring, den Sie ja kennen.

Im April 70 wurde bekanntlich Jahn's musikal. Bibliothek in Bonn versteigert. Bei der Auction kamen wieder Ungehörigkeiten vor, die in einigen Artikeln der Allg. musikalischen Zeitung aufgedeckt wurden. Die Betroffenen ließen sofort aussprengen, sie würden mit einer fulminanten Entgegnung kommen, aber niemand kam, und man hörte nur noch die Seufzer der Angeführten, daß sie durch den Espagne den sie seiner Stellung wegen für einen Sachkenner (sehen Sie? „wenn Gott? als der Berliner Oberbibliothekar ein Amt giebt, dann“ u.s.w.) gehalten hätten, \verleidet seien/ Unter dem, was damals vorfiel, konnte ich den [/] eigentlichen Unfug, nämlich denjenigen bei welchem die Wissenschaft zunächst interessiert war, leider nicht soweit fassen, um ihn in der Zeitung aufdecken zu können. Es war der folgende. Die große Sammlung von Mozart's Werken, welche Jahn besaß, gedachte Gehring insgesamt zu erwerben, aber durch die Unterstützung Kyllmann's kam sie in den Besitz der k. Bibliothek. Nun wurde aber ein Privathandel gemacht zwischen Espagne und Gehring, wodurch letzterem alle diejenigen Stücke zufielen, welche die k. Bibl. bereits besaß. Gehring that nun äußerst geheim damit, so daß man die pecuniäre Seite des Handels nicht beurtheilen kann; aber diese ist es auch garnicht zunächst, welche in Frage kommt. Da es sich hier hauptsächlich um Handschriften handelte, so konnten dem Dr. Gehr, nur diejenigen Stücke überlassen werden, welche nachweislich von Manuscripten der kön. Bibl. copirt waren; alle übrigen aber mußten vor der Überlassung zunächst mit den Berliner verglichen werden (was nicht geschehen ist), oder vielmehr, sie durften überhaupt nicht abgelassen werden, denn Dubletten [/]

4./

Dubletten gibt es nur bei Druckwerken, Handschriften aber haben bei unbekanntem Originale (wie hier der Fall) sämtlich ihren Werth und man sammelt deren so vieler man habhaft werden kann. In allen Wissenschaften ist dies längst bekannt und wird danach verfahren, nur der barbarische Zustand der Musikwissenschaft duldet ein anderes Verfahren.

4. von mir selber. Dieser Fall gehört ebenfalls, wie der von No 1, unter die im Schutze des Amtes verübten Erpressungen, auch zahlte ich ungefähr wie Rieter, nämlich 60 2/3 Thlr. Er war die Verpflichtung eingegangen, Couperin livre 1 mir in druckfertiger Gestalt zu übersenden, schickte eine Copie, sagte sie sei genau von ihm verglichen und sie war überhaupt nicht verglichen! außer hundertern von Fehlern waren 6 Stücke versetzt und zwölf ganze Stücke, 20 Seiten umfassend, fehlten gänzlich! In Erwägung jener Zahlung sandte er mir aber Druckwerke der Bibliothek, und obwohl sie bei mir sicher genug sind, ich auch beständig große Werthsachen aus anderen Bibliotheken im Hause habe, verbot ihm solches doch sein Diensteid, dem er hier nur des Geldes wegen zuwider handelte; aus Liebe zur [/] Kunst, zur Wissenschaft würde er es sicherlich niemals thun.

Von den angef. Fällen können N^o 1 und 4 unter Zeugenschaft vorgebracht werden. Um einen Zeugen zu haben, nahm ich absichtlich Bellermann mit; es war in einem Wirtshause, welchen

Ort der musikal. Custos für diese Studien gern zu wählen pflegt. Der gravierendste Fall ist N^o 3 und hätte ich nur genügende, ich meine juristisch sichere Beweisstücke zusammen bringen können, so würde ich längst öffentlich und direct anklagend damit hervorgetreten sein. Das konnte ich natürlich nur, wenn es im Voraus gewiß war, daß er dadurch von seinem Posten würde entfernt werden, weil im anderen Falle ich und alle übrigen schutzlosen Musikgelehrten allein den Nachtheil davon gehabt hätten. Aber bei dem Zustande der kgl. Bibliothekverwaltung konnten nur drastische Beweise durchdringen und solche waren leider nicht zu erlangen; Gehring wird sich hüten auszulaudern da er ein Neuling ist, gierig im kritiklosen Zusammenraffen Großer Massen, so wird er fürchten, die Werke wieder ausliefern zu müssen. Vielleicht kommt es aber noch einmal an den Tag.

Daß eine derartige Persönlichkeit nun niemals mit der jungen Hochschule in Verbindung [/] kommen möge, wird das Gebet derjenigen sein, die diese Person kennen. Es wäre ein Unglück. Ein solcher Preis für die Vereinigung der m. Bibl. mit der Hochschule wäre zu hoch; denn der Zweck dieser Vereinigung würde durch jene Persönlichkeit wieder illusorisch gemacht werden.

Der günstige Moment dürfte übrigens bald kommen. Sobald Pertz abtritt, muß die k. Bibliothek neu organisirt werden und daß dies dem in einem großen, den übrigen Verhältnissen entsprechenden Maaße geschahn und dabei Preußen auch in diesem Fache den rechten Man finden werde, ist die Hoffnung aller, welche die herrlichen englischen und französischen Einrichtungen kennen und nur mit Beschämung an Berlin denken können.

Bei der Reorganisation muß dann auch dahin gestrebt werden die musikal. Abteilung ganz selbständig hinzustellen. Die Vereinigung mit der Akademie wäre nicht das zunächst zu Erstrebende, denn eine solche Vereinigung kann nicht vorsichtig genug unternommen werden, wenn sie nicht nachtheilig werden soll, und hat überall ihre Grenzen. Eine Schul- und Concertbibliothek kann sie zunächst niemals werden, das würde sie entwürdigen und zerstören, diese \Schul-/Musikalien müssen unter allen Umständen daneben angeschafft und als eine durchaus getrennte Abtheilung verwaltet werden, und andere als solche Musikalien braucht die Schule streng genommen nicht, wenigstens für lange Zeit. Eine große Ungerechtigkeit gegen fremde Gelehrte und in Folge dessen eine Schädigung der Wissenschaft würde entstehen, wenn Schüler und Lehrer der Akademie die mus. Bibl. als ihre Hausbibliothek betrachteten, was sicher der Fall sein würde, wenn der Bibliothekar zugleich Secretär der Akademie ist; der fremde Gelehrte mit seinen bewußten wissenschaftlichen Zwecken würde da warten können, bis und ob es unreifen [/] Schülern oder ungelehrten Lehrern gefiele, ein nothwendiges Buch ihm zu überlassen. Aber für die Bibl. selber könnte der Schade ebenso schlimm sein. Es gibt nur Fachleute und Neugierige. Die Akademie würde wesentlich aus letzteren bestehen. Sie alle würden gelegentlich in der Bibliothek naschen, namentlich aber interessante Manuscripte sehen wollen. das Original der hmollMesse müßte doch jeder Schüler „studirt“ d. h. mit seinen 10 Fingern begriffen haben. Dieses selbe Original habe ich früher gekauft und dann der Bachgesellschaft übergeben, bei der Gelegenheit mehrere Wochen im Hause gehabt und genau untersucht. Ganze Stellen sind schon morsch, die Notenköpfe haben das Papier zerfressen und geht es durch die Hände von einigen hundert Neugierigen, so wird es ganz zerstört. Dies nur als Beispiel! Leider ist es so mit fast allen Musikhandschriften, denn sie entstanden in einer Zeit, wo Papier und Dinte gleichschlecht waren, besonders in Deutschland. Das Angeführte genügt gewiß, ich bin aber gern erbötig, wenn es der Sache nützen kann, den Punkt noch weiter auszuführen.

So auch namentlich den anderen und wichtigen Punkt der wahren Verschmelzung mit der Akademie. Es kann dieses nur geschehen unter Erweiterung und Ausbau des Instituts. Und hier wollen Sie sich gütigst erinnern, das ich früher sagte, mit Grell's Schule müßten Sie einen Kompromiß schließen, und daß ich dann später äußerte, Bellermann und die Seinen neigten bewußt oder unbewußt alle zu dem gelehrten (nicht zu dem praktischen) Theile der Musik. Jene Bibliothek als wirkliche musikalische Studienabtheilung ausgestaltet, liefert also die Gelegenheit, die einzige Gelegenheit zu einem kunstförderlichen Kompromisse. Kommt dieser nicht zu Stande (und die Annectirung eines Espagne würde ihn von vorne herein unmöglich machen), so werden die Folgen nachtheiliger sein, als Sie augenblicklich glauben mögen.

Hier möchte ich endlich schließen. Mit Rücksicht auf unseren Müller ist obiges nicht gesagt. Was ihn anbelangt, so würde ich fürchten, Sie zu beleidigen, wenn ich mich bei Wort & Brief von Ihnen nicht einfach beruhigen wollte. Ich wollte hier nur pflichtmäßig die Sache sogleich besprechen. Aber weil so viele Personalien eingestreut sind, bitte diese Blätter nicht aus der Hand zu geben! Gelegentlich erhalte ich sie wohl wieder zurück.

herzlich grüßt Ihr Fr. Chrysander

II. Anfrage des Marquis von Hamilton an Joseph Joachim

Archiv der UdK: 1/458 (Allgemeine musikalische Angelegenheiten), Bl. 112–113

Der Marquis von Hamilton an den Direktor der Königlichen Hochschule für Musik Berlin, South Kensington, 23. März 1885, Briefkopf mit Prägesiegel, Text in Ringform: „International Inventions Exhibition. London *1885*“

Sir,

I have the honour to bring under your notice that in connection with the Music Division of this Exhibition the Executive Council have decided to form a Loan Collection of Historic Musical Instruments Manuscripts Paintings, Engravings, and Appliances of all kinds relating to Music.

The Group devoted to this object will resemble in its main features the Loan Collection of Historic Musical Instruments which was held at South Kensington in the year 1872.

I have the honour to ask on behalf of the Executive Council that you would be good enough to give the Council your [I] your support and influence in furthering the interests of the Historic Loan Collection both as regards the interesting objects suitable for the collection which are no doubt in the possession of the Königliche Hochschule, and with regard to other collections and owners of which you may have knowledge.

Her Majesty the Queen has been graciously pleased to place at the disposal of the Executive Council the fine collection of historic musical instruments (of which a portion was exhibited in 1872) and other objects relating to music which may be available.

I have the honour to forward herewith for your information a copy¹⁵⁹ of the prospectus of the International Inventions Exhibition 1885, and a copy of the form of [I] application to be filled up by owners, upon which will be found a classification of the Loan Collection and information on other points regarding it.

159 Hier seitlich angefügt die Bemerkung „Prospectus referred to will follow“.

I shall be happy to furnish you with any additional particulars which you may require.
I have the honour to be,
Sir,
Your obedient servant,
Hamilton
Vice Chairman of Executive Council
Chairman of Music Committee.

III. Überführung der zuvor in der Akademie befindlichen Bibliothek der Hochschule für Musik
Archiv der UdK: 1/304 (Bibliothek), Bl. 183, UI V 1433

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten an den Direktor der
Königlichen Hochschule für Musik, Joseph Joachim, Berlin 22. April 1902 (Eingangsstempel
24. April 1902)¹⁶⁰

Im Einverständnis mit dem Senat der Akademie der Künste habe ich bestimmt, dass aus der
Bibliothek der Akademie der Künste in Folge der Überführung derselben in den Neubau der
Hochschule für bildende Künste und in Folge ihrer Unterstellung unter den Direktor der ge-
nannten Hochschule die Abtheilung für Musik ausgeschieden wird und dass diese Abtheilung
auf die Bibliothek der Hochschule für Musik übergeht. Die Abtrennung hat sich auf die gesamte
musikalische Abtheilung, also auch auf die für Festaufführungen erforderlichen Musikalien zu
erstrecken. Ausgeschlossen sind nur die Kompositionen, welche als Pflichtarbeiten der Stipen-
diaten der Meyerbeer-Stiftung pp. angefertigt und mangels eines geeigneten Aufbewahrungsortes
einstweilen in der Bibliothek der Akademie untergebracht worden sind.

Da die Ueberführung der Bibliothek der Akademie in die neuen Räume spätestens bis zum
15. August d. Js. vollendet sein muss, ist bis zu diesem Zeitpunkte auch die Ausscheidung und
anderweite Unterbringung der Abtheilung für Musik zu bewerkstelligen. Euere Hochwohlgebo-
ren ersuche ich, hiernach das [/] das Erforderliche zu veranlassen. Der Verwalter der akademi-
schen Bibliothek Grohmann wird mit Weisung versehen.

Dem Senate der Akademie der Künste und dem Direktor der Hochschule für die bildenden
Künste habe ich Abschrift dieser Verfügung mitgeteilt.

Im Auftrage
Schwartzkopff

¹⁶⁰ Auf dem Schreiben wurden mehrere verwaltungsinterne Anweisungskonzepte notiert, die hier
nicht mit transkribiert worden sind.

IV. Hans Joachim Mosers Initiative zur Gründung eines „Forschungsinstituts für deutsche Musik“
Archiv der UdK: 2/25 (Akten betr. Pr. Akademie der Künste), VI/15 F 8

Hans Joachim Moser an den Senat der Sektion für Musik der Akademie der Künste Berlin,
17. März 1933. Mit Abgangsstempel vom 17.3.1933.

Sehr geehrte Herren,

die kürzlich gepflogenen Beratungen über die etwaige Übernahme der deutschen Musikorganisation seitens der Akademie der Künste veranlassen mich, folgenden größeren Plan vorzulegen. Seit 1918 besteht in Bückeburg das fürstliche Forschungsinstitut für Musikwissenschaft, das durch den damaligen Staatsumsturz und die nachfolgende Inflation sein Stiftungsvermögen bis auch geringe Reste verloren hat, jedoch einen wertvollen Fundus an Noten und Apparaten besitzt und als Zentralstelle für die Erforschung der landschaftlichen Musikgeschichte größte Verdienste erworben hat. In Bückeburg ist dieses Institut, das Herr Prof. D. Dr. Max Seiffert freiwillig als Direktor von Berlin aus leitet, vollkommen lahmgelegt und fehlt am Ort. Es sind auch in den Satzungen vorsorglich in den letzten Jahren solche Änderungen eingesetzt worden, daß im gegebenen Augenblick das Institut nach einem anderen Ort in Preußen verlegt werden kann. Da der Bückeburger Staat finanziell nicht in der Lage ist, wesentliche Unterstützungen zu geben, so kann er auch nicht verlangen, daß das Institut dort bleibt. Der Augenblick der Verlegung scheint mir jetzt durch die Neuregelung aller Verhältnisse gegeben. Ich möchte beantragen, den Herrn Minister zu bitten, dem [/] dem Musiksenat aus Anlaß seines Jubiläums als Gabe dieses Forschungsinstituts zu unterstellen. Durch die etwaige! Aufhebung der Musikabteilung beim Zentralinstitut würden die erforderlichen Räume in dem mir unterstellten Haus Hardenbergstr. 36 freiwerden. Dort befindet sich bereits das Archiv der deutschen Musikorganisation, welches sinngemäß an das Forschungsinstitut anzuschließen wäre, das Volksliedarchiv, welches bisher Herrn Prof. Hans Mersmann untersteht und das ebenfalls logisch mit dem Forschungsinstitut in Verbindung stehen sollte/. Man müßte diesen ganzen Komplex als ‚Forschungsinstitut für deutsche Musik‘ bezeichnen, dessen Hauptabteilung sich der deutschen Landeskunde widmet, während die anderen Abteilungen sich mit der Volkskunde und der soziologischen Struktur des gegenwärtigen Musik/lebens/ zu beschäftigen hätten. Da die vorige Regierung den mehrfach ausgesprochenen Wunsch des Senats, Herrn Prof. Seiffert mit einer entsprechenden Stellung zu versehen, abgelehnt hat, so wäre meines Erachtens hier auch die gegebene Funktion \Wiedergutmachung/, die die neue Regierung Herrn Prof. Seiffert als Direktor dieses der Akademie \der Künste/ anzugliedernden Instituts einräumen sollte.

Ich wäre dankbar, wenn diese Anregung recht bald in ihrer ganzen Bedeutung für das deutsche Musikwesen dem Herrn Minister vorgetragen und empfohlen werden könnte.

Mit den besten Empfehlungen

gez. Moser